

Zürcher Studierendenzeitung

Dem Aber glauben

Kann Esoterik eine Lücke füllen?



Verbrühen

Studis klagen über schlechte Arbeitsbedingungen bei Vicafe

Entgegnen

Vom Hörsaal ins Gefängnis: Die Hoffnung in der Türkei schwindet

Aufspüren

Das kleine Recherche-kollektiv WAV entlarvt grosse Schurken

Entbehren

Er kürzt in der Bildung. Sparfuchs Gaillard stellt sich der Kritik

VISA ▶▶ MOVINGMUSIC



20

**WIR BEWEGEN DIE
SCHWEIZER
MUSIKSZENE WEITER -
GEMEINSAM.**

26

2026 clasht die Schweizer Musikwelt aufeinander. Sprache, Cultures, Vibes. Aus Reibung wird Energie. Aus Energie eine neue Bewegung, die mit Schweizer Artists und Fans einen mutigen Schritt nach vorne macht. Werde ein Teil davon - jetzt.



 @visa.ch

 @visa_ch

Für mehr Infos scannen:

News

4 Hauseigentümer*innen in Panik
Initiative kämpft gegen Kündigungen

5 Heisser Kaffee, kalte Stimmung
Ehemalige Vicafe-Baristi üben Kritik

Fokus

8 In Steiner gemesselt
Kann die Atelierschule sich erneuern?

8 Spiritualität leben lassen
Kristalle versus Patriarchat

9 Karten legen ist slayyy
Madame Selma über Tarot und Drag

10-11 Kompliziert und kolonial
Forscher über den Esoterikbegriff

14 Horoskop hausgemacht
Die ZS prophezeit

Gesellschaft

16-17 Studieren unter Erdogan
Widerstand in der Türkei

18 David gegen Goliath
Recherchekollektiv trotz Palantir

18 Pumpen statt schwitzen
Die Hönningerberg-Sauna ist weg

19 Fuchs oder Geier?
Spar-Ökonom im Interview

Kultur

21 K.O.-Tropfen auf der Bühne
Theaterstück geht ins Innerste

- 4 Kurzmeldungen
- 6 Senf der Redaktion
- 12-13 Bildbox
- 21 Impressum
- 23 Kolumne
- 23 Dirty Diary
- 23 Kurz und knapp
- 24 Kreuzworträtsel
- 24 Ode an einen öden Ort

Editorial

Eso – «Sit de Gabirano nüm schwurblet, lueg ich sini Videos wieder.» Laut Duden ist ein Schwurbler eine Person, die verworrenen, komplizierten Unsinn erzählt. Das angegebene Anwendungsbeispiel: «Schwurblern nicht mehr zuhören». Dass man Gabirano, zumindest was Corona betrifft, nicht zuhören sollte, ist klar. Als der Wahrheit verschriebene Journalist*innen fragten wir uns jedoch, ob es alternatives Wissen gibt, das vorschnell abgestempelt wird – weil es vielleicht zu fremd oder zu weiblich ist. So stritten wir uns über Esoterik, die obskurste Form des Wissens: Ist gegen Unglück auf Holz zu klopfen (S. 23) schon esoterisch? Was ist berechnete Systemkritik, was pseudowissenschaftliche Verschwörung? Und was macht man an Steiner-Schulen neben Namen zu tanzen?

Auf letztere Frage suchten wir an der Zürcher Atelierschule, einem anthroposophischen Gymnasium, nach Antworten. Während Schüler*innen von Freiheit und Zusammenhalt berichten, müssen Lehrpersonen bei öffentlicher Kritik um ihren Job fürchten. (S. 8)

Öffentliche Kritik bringt dafür unsere Autorin an: Während weiblich konnotierte Praktiken von Matcha Trinken bis hin zu Tarotkarten Legen ins Lächerliche gezogen werden, gelten Kryptobros als visionär und vernünftig. Schluss-

endlich sehnen wir uns doch alle nach etwas Sicherheit im Ungewissen. (S. 8)

Mit diesen Stereotypen versucht die hellsehende Dragqueen Madame Selma zu brechen: «Solange toxische Männlichkeit die Welt beherrscht, können Männer sich nicht erlauben, an solche Praktiken zu glauben, ohne gleich als schwach angesehen zu werden.» Unser skeptischster Autor lässt sich von ihr die Karten lesen. In dieser urteilsfreien Atmosphäre geht ihm das Ganze näher als erwartet. (S. 9)

Wer misstrauisch bleibt und dem Aber keinen Glauben schenken will, findet zum Schluss Erleichterung: Den wissenschaftlichen Blick liefert Esoterikforscher Strube im Gespräch über Nazis und Hippies, den angeblich rationalen Westen und die esoterische Anziehungskraft während turbulenter Zeiten. (S. 10-11)

Doch wer das alternative Wissen nicht ganz abgeschrieben hat und eine eigene spirituelle Erfahrung machen will, findet nach der Bildbox das exklusive ZS-Horoskop: Kein vages Wischiwaschi, sondern eine auf die Leser*innenschaft zugeschnittene Zukunftsanalyse. (S. 14)

Für die Redaktion,
Giorgio Dridi, Liv Robert und Mara Schneider



Hier zeichnet Noah Liechti für die ZS.



Gemeinsam gegen Rausschmiss

Bei Umbauten und Ersatzneubauten droht häufig die Leerkündigung. Eine Initiative soll Abhilfe schaffen.

Elif La Roche (Text) und Mara Schneider (Illustration)

Wichtiges in Kürze

«Häsch no e Verbindig?»

Bald nüme – Das Bundesamt für Verkehr erhöht den Druck auf ÖV-Anbieter und verlangt höhere Kostendeckungsgrade für Bus- und Bahnangebote, die mehr als zweimal in der Stunde fahren. In besiedelten Regionen sollen Reisende neu für mindestens 30 Prozent der Transporteinnahmen sorgen, damit der Bund weiterhin mitfinanziert. Wird dieser Schwellenwert nicht erreicht, so wird die Frequenz der Verbindung auf den Halbstundentakt beschränkt und ein Deckungsgrad von 20 Prozent gefordert. Das dürfte höhere Reisekosten, längere Wartezeiten und eine Ausdünnung des Schweizer ÖV-Angebotes bedeuten. Die Regelung soll ab 2029 in Kraft treten. (man)

Augen auf Auzelg

Entwicklung – Wer sich vom 50er-Tram an die Endhaltestelle mitnehmen lässt, landet in einem Stadtviertel, das sich «wie die Bronx von Zürich» anfühlen soll. So schreibt das Onlinemagazin Hello Zürich über Auzelg. Erst seit 20 Jahren ist es an das städtische Tramnetz gebunden und erlebte seither kaum Veränderungen. Ein neues Leitbild vom Stadtrat sieht nun den Bau von 550 neuen gemeinnützigen Wohnungen und einem weiteren Schulstandort im Quartier vor. Zudem sollen Wege und Strassen, die die bestehenden Wohnsiedlungen mit der Quartiermitte und der restlichen Stadt verbinden, aufgewertet werden. Ein Abstecher in den Nordosten und an die Glatt soll sich also künftig lohnen. (man)

Anzeige gegen Deepfake-Pornos

Digitale Gewalt – Fünf Zürcher Influencerinnen kämpfen öffentlich gegen die Verbreitung gefälschter pornografischer Inhalte von sich im Internet. In den inzwischen gelöschten Telegram-Foren wurden laut einer Recherche des Tages-Anzeigers mindestens 72 Deepfake-Bilder von 14 Schweizer Frauen ohne ihre Einwilligung erstellt und geteilt. Für einige Influencerinnen war es nicht der erste solche Vorfall; bereits im Jahr 2021 waren in einem Schweizer Reddit-Kanal gefälschte Porno-Bilder, auch von Minderjährigen, im Umlauf. Unter den Betroffenen waren ebenso eine Mutter und Schwestern der Content Creators, die selbst kaum eine Online-Präsenz haben. Diese reichten im April 2026 Strafanzeige ein. Jedoch könnte es Jahre dauern, bis das Verfahren abgeschlossen ist. Ob und wie danach das Strafgericht entscheidet, ist aufgrund von Gesetzeslücken ohnehin unklar. (man)

Auf dem Weg durch die Zürcher Innenstadt stechen sie ins Auge: «Mehr bezahlbarer Wohnraum», steht auf roten Plakaten, die von Fenstern und Balkonen hängen. «Sugus bleibt», heisst es auf anderen. Die Banner im Stadtbild lenken die Aufmerksamkeit auf einen wunden Punkt: Der Wohnraum ist knapp, die Preise hoch. In Umfragen rangiert das Thema regelmässig zuoberst auf der Sorgenliste der Bevölkerung und die Debatte dazu läuft heiss. Auch die Politik hat erkannt: Es braucht dringend Lösun-



gen. Die Stimmbürger*innen des Kantons Zürich sollen nun beim Urnengang am 14. Juni gleich über drei Initiativen für die Bekämpfung der Wohnungsnot entscheiden. Für besonders heftige Diskussionen sorgt dabei die sogenannte «Wohnschutzinitiative» des Mietverbands.

Die Initiative verspricht Abhilfe für eine Entwicklung, die die Schlagzeilen dominiert wie keine andere. «Zürich Kreis 4: Über 300 Mieter*innen erhalten Leerkündigung», oder «Massenkündigung in Witikon – 200 Menschen verlieren Wohnung», liess sich erst kürzlich lesen. Langjährige Mieter*innen werden zunehmend aus der Stadt verdrängt. Auch Celine* und ihre Familie werden aus ihrem Zuhause gerissen. Zusammen mit ihrem Partner und ihren Kindern wohnt sie seit 15 Jahren an der Goldbrunnenstrasse in Zürich. Vor Kurzem erhielten alle Mieter*innen im Haus die Kündigung. «Die Verwaltung ist die Mafia Zürichs», sagt Celine gegenüber der ZS.

«Die Liegenschaft wurde total vernachlässigt, die Verwaltung hat sich praktisch nicht um die Instandhaltung gekümmert», erklärt sie. Celines Schilderungen reichen von Fenstern, die man nicht öffnen durfte, bis zu «dreidimensionalen» Pilzen im Keller. Seit 20 Jahren bitten die Mieter*innen die Verwaltung um Reparaturen – ohne Erfolg. Nun sollen die Wohnungen geräumt werden. «In einem wunderschönen Fa-

milienquartier, direkt gegenüber einer Schule, will die Verwaltung jetzt zweieinhalb-Zimmer-Wohnungen errichten, ein absolutes No-Go!», meint Celine. Sogenannte Leerkündigen, bei denen allen Mieter*innen vor Sanierung, Umbau oder Neubau gekündigt wird, haben oft erhebliche soziale und wirtschaftliche Folgen.

Sanierung steigert Standortwert

Gerade für Familien, ältere Menschen oder Personen mit begrenztem Budget kann der Verlust der Wohnung und des sozialen Umfelds existenzbedrohend sein. Auch für Celine und ihre Familie heisst es nun: Raus aus der Wohnung, raus aus der Schule und raus aus dem Quartier. Walter Angst, Co-Geschäftsleiter des Zürcher Mieter*innenverbands, sieht es ähnlich. «Wir müssen sicherstellen, dass die Leute nicht unnötig aus ihren Wohnungen geworfen werden», so Angst gegenüber dem SRF.

Häufig könnten sich Anwohner*innen die Mieten nach der Sanierung nicht mehr leisten und würden aus ihrem Quartier verdrängt. So verschwinden lokale Kulturen und die Quartiere verlieren ihren Charakter. Grund dafür sei die Praxis der Immobilienwirtschaft, intakte Häuser abzureissen, um höhere Renditen zu erzielen, kritisiert der Mieter*innenverband. Rund 22% der Wohnungen in der Stadt Zürich waren 2023/24 gemäss städtischer Statistik bei einem Umbau von Leerkündigungen betroffen.

Zudem werden laut einer Studie der ETH, auf die sich auch die Ja-Kampagne fleissig beruft, im Kanton Zürich bis zu 13-mal so viele Menschen auf die Strasse gestellt wie in vergleichbaren Regionen. Genau hier soll die Wohnungsinitiative ansetzen. Konkret würde sie dafür sorgen, dass die Mieter*innen vor «unnötigen» Leerkündigungen und Mieterhöhungen geschützt werden. Stehen weniger als 1,5% der Wohnungen leer, sollen Gemeinden spezifische Massnahmen erlassen können, um bezahlbaren Wohnraum zu bewahren. Umbauten, Sanierungen oder Neubauten könnten bei einer Annahme der Initiative einer Bewilligungspflicht unterstellt werden. Die Bewilligung dürften die Gemeinden zusätzlich an eine Obergrenze für die Mieten knüpfen, was übermässige Mieterhöhungen verhindern soll.

Zudem erlaubt die Initiative, die Umwandlung von Miet- in Eigentumswohnungen zu beschränken. Tobias Langenegger, Zürcher SP-Politiker und Vorstandsmitglied des Mieter*innenverbands, betont dabei gegenüber dem Onlinemaga-

zin Tsüri.ch das Wort «können» im Initiativtext. So seien alle Gemeinden frei, zu entscheiden, ob und wie sie die Wohnschutzmassnahmen einführen möchten und welche der Kriterien einer Bewilligungspflicht unterliegen.

Die Gegner*innen der Initiative – der Zürcher Regierungsrat, der Hauseigentümergebund, sowie die FDP, SVP, GLP und Mitte – sehen darin einen Eingriff in die Eigentumsfreiheit und argumentieren, zusätzliche Regulierungen würden Investor*innen vom Bau neuer Wohnungen abschrecken. Der aufwendige Prozess für Neubauten und strenge Mietzinsauflagen würden das Wohnungsangebot langfristig verringern und die Wohnungsnot sogar verschärfen. Auch energetische Sanierungen würden erschwert werden, wenn Eigentümer*innen ihre Kosten nicht mehr über eine Mieterhöhung decken könnten. Als mahnendes Beispiel sieht das Neulager den Kanton Genf, der schon länger ähnliche Regeln kennt.

In einer «Wohnzeitig», die ungefragt in allen Zürcher Briefkästen landete, führen die Gegner*innen ein Working-Paper der Fachhochschule Nordwest ins Feld. Dieses hat sich in Genf die Auswirkungen der Regulierung auf die Anzahl Neubauten, Sanierungen und leere Wohnungen angeschaut. Tatsächlich gibt es dort seit der Bewilligungspflicht deutlich weniger Neubauten und mehr Sanierungen. Was für die Gegner*innen ein Grund zur Panik ist, scheint aber vor allem ein Zeichen funktionierender Gesetze zu sein: Statt teuren Neubauten gibt es mehr Sanierungen, nach denen die Mieten gemäss Vorschrift günstig bleiben. Das führt zwar, wie die Gegner*innen richtig sagen, nicht zu mehr Wohnungen, aber immerhin zu bezahlbaren.

Leere Versprechen

Der Gegenvorschlag im Kanton Zürich setzt stattdessen auf Anreize für Neubauten und gemeinnützigen Wohnraum. Die bürgerliche Mehrheit will keine Regulierung von Bauvorhaben oder Vorschriften für die Mietzins. Dafür sollen Mieter*innen, die von einer Sanierung betroffen sind, mindestens ein Jahr im Voraus informiert und in ihrer Wohnungssuche unterstützt werden. Der Mieter*innenverband bezeichnet den Gegenvorschlag indessen auf seiner Website als «völlig absurd». Dass dieser etwas gegen Leerkündigungen bewirken kann? «Reines Wunschdenken». Wie sich das Zürcher Stimmvolk am 14. Juni auch entscheidet, eines scheint schon jetzt klar: Die Wohnungsnot dürfte die Politik noch länger beschäftigen.

Mitarbeitende abserviert

Vicafe wächst rasant und bietet so vielen Studierenden einen Arbeitsort. Doch nun berichten ehemalige Mitarbeitende von fragwürdigen Arbeitsbedingungen und hohem Personalverschleiss.

Rahel Gamma (Text und Illustration)

«Mir wurde um 22 Uhr noch eine Schicht hinzugefügt – und ich wurde verwarnt, weil ich am nächsten Tag nicht erschienen bin», von solchen Erfahrungen berichtet Ammar Mašala; knapp ein halbes Jahr arbeitete er bei Vicafe. Danach begann er, Bildschirmaufnahmen von seinen Schichten zu machen, um im Zweifelsfall Beweise zu haben. Auch Verspätungen hätten schnell zu Verwarnungen geführt. «Ich weiss noch, dass jemand mal eine Verwarnung für schlechte Latte-Art bekommen hat.» Bei drei Verwarnungen ist man – wie im Baseball – raus.

Dass bei Vicafe einiges anders läuft, zeigt sich schon im Bewerbungsgespräch. Diese sind nicht nur von Natur aus stressig: Gleich mit einer Gruppe von Mitbewerbern stellt man sich dem potenziellen Arbeitgeber vor. Auch Ammar erlebte das: Er beantwortete gleichzeitig Fragen wie sieben andere Personen. «Es kamen viele normale Fragen, aber ein paar waren einfach nur komisch – etwa: Welcher Drink von unserem Menü wärst du?» Ammar wurde dann für den nächsten Schritt in den Hauptstandort, die Rösterei, eingeladen. Vor der Zuteilung zu einer «Cluster-Gruppe» – darin bilden mehrere Filialen den gemeinsamen Einsatzort – absolvieren neue Mitarbeitende einen zweitägigen Crashkurs sowie zwei begleitete Einarbeitungstage in einer Filiale.

Das Unternehmen wächst schnell; mit 18 Standorten, verteilt in der ganzen Schweiz, ist Vicafe konstant auf neue Arbeitskräfte angewiesen. Das Stellenangebot: Teilzeit-Barista mit einem Stundenlohn von 25.25 Franken. Unterhalb des Managements gibt es kaum Fixanstellungen. Das Rückgrat des Unternehmens bilden deshalb vor allem junge Menschen im Zwischenjahr oder im Studium. Viele verliessen Vicafe bereits nach einem Jahr. Ammar sagt dazu: «Ein Teil ist sicher Überarbeitung», doch auch das anstrengende Management sei ein Grund. Dass erst kürzlich Angestellte bereits viel Verantwortung übernehmen müssen, gehört zu den Folgen der Fluktuation. Matthew*, ehemaliger Mitarbeiter, war bereits nach vier Monaten der längst-angestellte Schichtleiter in seinem Cluster. Schichtleitende sind für den Standort verantwortlich und vermitteln zwischen Baristi, Kunden und Management.

Hierarchie oder Anarchie?

Zurzeit wird diese Position zur «Head Barista» mit einer Festanstellung umstrukturiert. Für neue Mitarbeiter*innen, so Ammar und Matthew, reiche die viertägige Einarbeitungszeit oft nicht aus, um den Betrieb zu verstehen oder eine stressige Öffnungs- oder Schliessungsschicht alleine zu bewältigen. Somit fällt ein grosser Teil der Einarbeitung auf die ohnehin ausgelasteten Schichtleitenden ab. Auf Anfrage der ZS nimmt Vicafe Stellung zu den Vorwürfen und relativiert. Viele Kritikpunkte liessen sich als branchenüblich einordnen.

Das Gruppen-Bewerbungsverfahren sei auf Anfang Jahr angepasst worden: Auf eine gemeinsame Runde folgen nun Einzelgespräche. Das Format habe «keinen Wettbewerbscharakter» und diene dazu, Teamfähigkeit und Empathie zu beobachten. Verwarnungen würden offiziell nur bei Regelverstössen ausgesprochen, so Vicafe. Auch den hohen Mitarbeiterwechsel bezeichnet das Unter-

nehmen als branchenüblich, betont jedoch, laufend in Massnahmen dagegen zu investieren: «Unser Ziel ist es, für jene, die längerfristig im Unternehmen bleiben möchten, eine attraktive Perspektive zu bieten.» Zur Betreuung neuer Mitarbeiter*innen nach der viertägigen Ausbildung verweist das Unternehmen darauf, dass diese Tätigkeit Teil der Store-Manager-Rolle sei – diese sind für mehrere Standorte gleichzeitig zuständig. «Man kann nicht an fünf Orten gleichzeitig sein, da vertrauen wir auf die gegenseitige Unterstützung unter den Mitarbeitenden», räumt das Unternehmen im Gespräch ein. Zu einigen genannten Vorfällen konnte Vicafe keine Stellung nehmen; auch weil die zuständige Ansprechperson erst seit Januar in ihrer Rolle tätig ist. Der schnelle Umschlag macht sich also nicht nur in den Filialen, sondern auch der Administration bemerkbar.

Der Arbeitsalltag variiert stark: von ruhigen Tagen in abgelegenen Filialen bis hin zu überwältigenden Kundenschwärmen wie etwa beim Bellevue oder der Bahnhofstrasse. Gerade die Filiale am Bellevue wird von mehreren ehemaligen Mitarbeitenden als besonders belastender Standort beschrieben. Im Sommer fehlt eine ausreichende Kühlung. Laut Ammar und Matthew wurden Temperaturen von bis zu 40 Grad gemessen. Nach Beschwerden durften Baristi nach vier bis fünf Stunden in eine kühlere Filiale wechseln – die Wege dorthin seien jedoch nicht bezahlt worden. Vicafe begründet die Temperaturen mit dem offenen Kaffeehaus-Konzept. Man begegnet diesen Bedingungen mit entsprechenden Lüftungen und Ventilatoren, Pausenempfehlungen und Thermounterwäsche im Winter, verteidigt Vicafe.

Transferzeiten während einer Schicht würden «selbstverständlich als Arbeitszeit gelten und entlohnt». Ob die temperaturbedingten Wechsel als Transferzeiten zählten, war sich das Unternehmen im Gespräch unsicher. Junge Menschen sind bekanntlich immer am Handy – bei Vicafe in erster Linie für die Arbeit. Matthew erzählt, die interne Vicafe-App sei für viele die meistgenutzte Anwendung gewesen. Schichtleitende geben dort Feedback, Baristi nehmen es entgegen und alle müssen laufend den Dienstplan beobachten. Schichten werden teilweise noch am Vorabend hinzugefügt oder gestrichen. Auch die laut Stellungnahme geltende Mitteilungsfrist von 17 Uhr für Flex-Schichten sei in der Praxis nicht immer eingehalten worden.

Im Gespräch mit Vicafe heisst es, dass kurzfristige Schichtänderungen «in Ausnahmefällen vorkommen können». Für das Schliessen einer Filiale sind dann etwa dreissig bis vierzig Minuten eingeplant. In der Praxis dauert es gemäss Ammar und Matthew besonders für neue Mitarbeitende oft doppelt so lange. Vicafe sagt, das Zeitfenster ba-

siert auf «langjährigen Erfahrungswerten» und betont, dass Arbeitszeiten eigenverantwortlich erfasst und bei fehlerhafter Erfassung nach Absprache nachträglich korrigiert werden können.

Farbe zeigen, aber nicht jede

Im September 2025 wurde Ammar von einem 20-Minuten-Scout fotografiert, als er während der Arbeit ein Palästina-Trikot trug. Dieses Trikot, in Kombination mit einer Verspätung, brachte ihm seine letzten zwei Verwarnungen. Aufgrund des Personalmangels, vermutet er, sei er dennoch nicht entlassen worden. Schliesslich nahm er die Entscheidung selbst in die Hand und reichte Ende Monat seine Kündigung ein. Sein Trinkgeld, das er während der rund fünf Monate bei Vicafe erarbeitete, habe er nie erhalten. Die Auszahlung erfolgte damals nur zweimal jährlich, ohne transparente Berechnung. Ammar sagt: «Wir haben einmal versucht, es aufzuschreiben und auszurechnen. Wir hatten aber keine Chance, uns einen genauen Überblick zu verschaffen.» Diesbezüglich kündigte Vicafe eine Umstellung an, ab März 2026 wird das Trinkgeld monatlich, standortbezogen und anteilig nach Arbeitsstunden verteilt. Dies sei erst kürzlich transparent kommuniziert worden.

Auf den Trikot-Vorfall folgten für Ammar tägliche Anrufe des HR und schliesslich ein Gespräch mit der Geschäftsleitung. Darauf entschied er, von sich aus zu gehen. Die Stimmung damals beschreibt er als zunehmend abweisend und unangenehm. Seine Motivation für das Trikot? «Ich habe es an dem Tag bekommen und wollte es anziehen.» Vicafes Haltung gegenüber 20 Minuten beschränkte sich auf die Kleiderordnung. Ammar ist nicht der einzige, der unter diesen Bedingungen gegangen ist. «Bei Vicafe ist es einfacher, zu kündigen, als Ferien zu bekommen.» Früher gab es Gratis-Kaffee Treuekarten für ehemalige Mitarbeitende – auch diese wurden abgeschafft. Viele, die länger als ein Jahr dort waren, sind inzwischen weg. Neue kommen dafür im Fliessbandprinzip.

*Namen von der Redaktion geändert



Senf der Redaktion



Kumar / Tun oder nicht tun

RIP – Wenn das Leben wieder einmal im Schnellzugtempo auf mich zurast, hilft nur eins: die altbewährte To-Do-Liste. Einmal aufgeschrieben, türmen sich die Aufgaben jedoch ins Unendliche, und mein Stresspegel steigt. Doch bevor ich das Handy wegschmeissen kann, scrollt mein Daumen in die Tiefe der bereits erledigten Einträge und trifft auf alles von «Lidl-Einkauf» oder «im Bett gammeln» zu «Maturfeier» oder «Senf schreiben». Da wird es mir wieder ganz wohl, denn keine Aufgabe ist zu gross für diesen Produktivitätsfriedhof.

To-Do-Liste mit Langzeitgedächtnis, gratis auf Google Keep Notes



Gigerl / Marco? Phono.

Telefonstreich – «Jaaaa, Pizzeria Bella Pistazie! Wollte nur sagen, die Piiiizza kommt eetwas später.» Ein Satz, der einige meiner besten Momente zusammenfasst. Es gibt kaum grössere Freuden, als wenn nach zehn erfolglosen Telefonaten der eine verwirrte Freund endlich anbeisst und sagt: «Was?! Ich habe keine Pizza bestellt!» Wer die Pizzeria Bella Pistazie nicht kennt, hat seine Kindheit nicht gelebt, wer sie heute nicht mehr nutzt, ist alt geworden. Expert*innen-Tipp: Marcophono stellt zwar um 22 Uhr ab. Mit einer unterdrückten Nummer und dem Laptop-Lautsprecher kann man aber um jede Zeit Pizzen nicht liefern.

Jung bleiben, gratis auf www.marcophono.com



Schneider / An Träumen festhalten

Abgedriftet – Ein Tsunami bricht über unsere Insel herein, alles steht unter Wasser. Die Szene wiederholt sich. Doch dieses Mal weiss ich, wie ich mich verhalten muss und öffne eine Tür, damit das Wasser an mir vorbeiziehen kann. In der Nacht auf meinen ersten Arbeitstag ist der Traum wirr. Wenigstens wurde ich im Schlaf bestens unterhalten, denke ich und nehme Stift und Papier zur Hand, um meine Nervosität niederzuschreiben und zuhause zu lassen.

Traumtagebuch schreiben



Jost / Haustier statt Nackenbruch

Liebesbriefe – Rechtlich gesehen sind Tauben keine Wildtiere, sondern verwilderte Haustiere. Es steht dir also nichts im Weg, eine oder gleich mehrere mitzunehmen und dich mit ihnen einzunisten. Ganz nebenbei kannst du dir für zukünftige Liebesbriefe das Porto sparen. Was unseren Platznachbar*innen sonst so droht, wissen wir ja spätestens seit den aktuellen Berichten vom Bahnhof Stadelhofen.

Zürcher Stadtaube, gratis zum Mitnehmen



Dridi / Lukewarmmaxxing

Angenehm – «Go big or go home», redete ich mir bisher beim Duschen zu. Entweder ganz warm, um die Poren zu öffnen oder ganz kalt, um sie wieder zu schliessen und um mein System zu boosten. Doch was die Wechseldusch-Prophet*innen, inklusive mir, übersehen haben, ist lauwarmes Duschen: der wahre Low Cortisol Move.

Günstiger als Warmduschen



Robert / Ohne denken schenken

Win-Win – Wer kennt es nicht: Das aufgesetzte Lächeln, wenn man etwas zum Geburtstag bekommt, von dem man schon beim Auspacken weiss, dass es in irgendeiner Kiste verstauten wird. Hier kommt die Lösung: Erstell dir auf Pinterest Pinnwände mit Dingen, die du toll findest. Ob Selbstgebasteltes oder Kaufbares: Deine Freund*innen brauchen sich nur etwas aus deiner inoffiziellen Wunschliste auszusuchen, du sparst Stauraum und trotzdem bleibt die Überraschung bestehen!

Pinterestboards gegen Sondermüll, gratis und spassig



Astner / Wenn's mal wieder brennt

Stillstand – Als ich letztens von einer lang andauernden Schreibblockade heimgesucht wurde und sich das Abgabedatum bedrohlich näherte, glaubte ich, mein Studium nun wirklich abbrechen zu müssen. Geschlagen legte ich mich auf den Boden. Während sich die Schwerkraft über meine ausgestreckten Glieder legte und ich den kühlen Stein unter mir spürte, wich die Panik langsam von mir.

Perspektive wechseln – es lohnt sich



Grüter / Mit Rahm, bitte

Zucker – Ab und zu darf es sein. Nur hie und da mal wieder, aber wenn, dann gefälligst richtig. Ist der Abend gekommen, muss auf Regeln gepfiffen werden, die einem vorschreiben wollen, man habe zuerst salzig und dann süss zu essen. Geht's denn überhaupt noch spiessiger?

«Süesse Znacht» – Zu jeder Jahreszeit ein Gaumenschmaus



Baumann / Es ist Zeit

Geniessen – Falls ihr nichts mehr von mir hört, haben die Pollen mich geholt. Die Werte liegen im tiefroten Bereich, der Ausschlag der Pollenwerte passt nur noch knapp in die Grafik. Und trotzdem säe ich Wildblumen. Bei WWF bekommt man die Samenmischung umsonst zugeschiedt und kann sie einfach verstreuen. Schön zum Ansehen und gut für Insekten. Und für mich.

WWF-Wildblumenmischung, gratis

Erhell

Wo beginnt die Wahrheit?



Steile Thesen, flache Hierarchien

Was für viele unvereinbar scheint, geht an Steiner-Schulen Hand in Hand: Bildung und Spiritualität. Ein Einblick in die Atelierschule in Zürich.

Jonas Jost (Text) und Liv Robert (Foto)

«An Steiner-Schulen lernt man bloss seinen Namen zu tanzen.» So und ähnlich hören viele erstmals von der Waldorfpädagogik. Doch hinter Steiner-Schulen steckt mehr als Eurythmie, also eben jene anthroposophische Form der Bewegungskunst, in der Sprache durch Bewegungsabläufe dargestellt werden soll. Die Waldorfpädagogik wurde vor über hundert Jahren von Rudolf Steiner, österreichischer Theosoph und Schriftsteller, begründet. Steiners Theorien sind bis heute prägend in der biodynamischen Landwirtschaft, Alternativmedizin und eben auch der Bildung.

Im Zentrum der Waldorfpädagogik stehen die drei «Seelenfähigkeiten»: Denken, Fühlen und Wollen. Kopf, Herz und Hand sollen gemeinsam gefördert werden. Eine Bildung also, in der materielle Rationalität durch Emotionalität und Spiritualität ergänzt wird. Während einige darin einen kreativen und progressiven Bildungsweg sehen, auf dem die Schüler*innen individuell ihren Interessen und Talenten nachgehen können, verstehen andere Steiners Ideen als unsachlich und esoterisch.

«Zu dir, o Gottesgeist, will ich bittend mich wenden, dass Kraft und Segen mir zum Lernen und zur Arbeit in meinem Innern wachse», heisst es im Morgenspruch von Rudolf Steiner. Auch an der Atelierschule in Zürich ist dieser Spruch manchen Morgens zu hören. Ob das Ritual durchgeführt wird, ist jeder Lehrperson überlassen. Speziell an der Schule: Sie ist die einzige Steiner-Schule in der Schweiz, die di-

rekt die kantonale Maturität vergeben darf und unterliegt daher strengen Kontrollen. Doch passen Spiritualität und Wissenschaft heute noch zusammen?

«Die Atelierschule möchte eine Schule sein, an der Schüler*innen in Offenheit für materielle und spirituelle Dimensionen die Welt und das eigene Selbst entdecken können», heisst es etwas vage auf der Website der Schule. Spiritualität wird also nicht ausgeschlossen, soll aber, zumindest in der Kommunikation mit der Öffentlichkeit, nicht mit Steiners esoterisch-christlichem Gedankengut gleichgesetzt werden. Was es heute bedeutet, eine Steiner-Schule zu sein, wird hier laufend diskutiert. In den Statuten ist formuliert, dass Pädagogik im Sinne von Steiner betrieben wird, was viel Interpretationsspielraum lässt.

Selbstständig gestalten

Lehrpersonen können selbst auswählen, wie sie die Waldorfpädagogik verstehen und auslegen wollen. Sie unterrichten Seite an Seite: Diejenigen, die die klassische Anthroposophie hochhalten und Rituale wie den Morgenspruch als essenziell empfinden und diejenigen, die Steiners Theorien dynamisch mit modernen Erkenntnissen verflechten wollen. Überhaupt genießen Lehrkräfte wie Schüler*innen eine grosse Freiheit, den Unterricht nach ihren Wünschen und ihrem Können zu gestalten. Die Klassen haben 20 bis 24 Schüler*innen, die bis zum 12. Schuljahr integrativ eingeschult sind; dies weitgehend ungeachtet ihrer Noten. Der typische

Unterrichtstag ist in drei Blöcke eingeteilt. Der Tag beginnt jeweils mit Epochen-Unterricht, also mehrwöchigen thematischen Blöcken, die mit einer Lernkontrolle enden. Weiter geht es in den Fachunterricht, der dem Unterricht an öffentlichen Schulen ähnelt. Am Nachmittag folgt der Atelier-Unterricht mit Schulzeit, in der die Schüler*innen ihren Schwerpunkt selbst legen können. Ob künstlerisches Gestalten oder naturwissenschaftliches Forschen, nichts ist ausgeschlossen.

Lediglich im zusätzlichen 13. Schuljahr, einer Art Vorbereitungs-jahr für Schüler*innen, die die Maturität erlangen wollen, ist wenig Spielraum vorhanden. Dann wird auch ihr Plan in das Korsett des Lehrplans für die kantonale Maturität gekleidet. Heute erlebt die Atelierschule ein Positionierungsproblem: Viele früher progressive Erkenntnisse aus der Waldorfpädagogik sind heute im Mainstream angelangt. Beispielsweise ist der Epochen-Unterricht nun unter dem Ausdruck «projektbasiertes Lernen» auch in öffentlichen Schulen weit verbreitet.

Ebenso im Bereich der integrativen Bildung, wo die Atelierschule eine Vorreiterrolle einnimmt, holt die öffentliche Schule auf; vermehrt werden Schüler*innen mit unterschiedlichen schulischen Niveaus gemeinsam eingeschult. Dies bis kurz vor der Matur auf Stufe des Gymnasiums durchzuführen, bleibt vorerst eine Ausnahme. Dass solch progressive Bildungsformen sich in der Gesellschaft ausbreiten, dürfte die Anthroposoph*innen freuen. Die

Atelierschule hingegen stellt es vor eine Herausforderung. Schliesslich müssen Eltern dazu überzeugt werden, für die Bildung ihrer Kinder Geld in die Hand zu nehmen, anstatt sie auf die kostenfreie öffentliche Schule zu schicken.

Zugang mit Privileg

Zwar ist die Atelierschule etwas günstiger als andere Privatschulen, da das Schulgeld aufgrund des Einkommens der Eltern bestimmt wird. Zudem ermöglicht ein Stipendienfonds einigen Kindern, die Schule gebührenfrei zu besuchen.

Die Zugänglichkeit ist also ein wichtiges Thema, und doch bleiben die oft linken und kulturell privilegierten Eltern grösstenteils unter sich. Genauer hinter die Kulissen der Atelierschule zu schauen, gestaltet sich schwierig. Lehrpersonen

unterliegen einer strengen Loyalitätspflicht, wer sich kritisch in der Öffentlichkeit äussert, dem droht die Kündigung.

Vieles bleibt also intransparent. Der Morgenspruch wird wohl noch lange in einigen Schulzimmern der Atelierschule zu hören sein, zumindest so lange es Lehrpersonen gibt, die solche Rituale wichtig finden. In einigen Bereichen bleibt die Atelierschule der öffentlichen Schule einen Schritt voraus, gerade was Integration und die Wertschätzung von einzelnen Schüler*innen und Lehrer*innen angeht. Umgekehrt bleibt ein fader Beigeschmack, denn der dogmatische Fokus auf die esoterisch geprägte Person Rudolf Steiner lässt durchaus Raum für Kritik. Neue wissenschaftliche Erkenntnisse fliessen nur teilweise ein in den Unterricht.



Einiges bleibt verdeckt an der Atelierschule.

Sternzeichen: Weiblich und Peinlich

Frauen mögen etwas. Kurz darauf kippt die Stimmung. Was eben noch neutral war, gilt plötzlich als trivial oder peinlich. Nicht wegen dem, was es ist, sondern wegen denen, die es mögen. Ein Kommentar.

Debora Baumann

Warum wird es peinlich, wenn Frauen sich für etwas begeistern? Ob das Musik ist, Pilates, oder Sternzeichen. Sobald wir etwas toll finden, kippt die Wahrnehmung. Besonders aufgefallen ist mir das in der Esoterik. Was für die einen ein Spiel mit Symbolen, Hoffnung und Bedeutung ist, wird für andere zum Anlass für Spott. Wem ist damit geschadet? Es sind oft nicht die Hobbys selbst, die abgewertet werden, sondern die Tatsache, dass Frauen sie mögen. Es ist kein Zufall, dass gerade solche spirituellen Praktiken überwiegend von Frauen getragen werden. Selbst historisch wurden weiblich konnotierte Wissensformen oft entwertet – ob in der Kräuterkunde oder bei der Geburtshilfe. Während der Hexenverfolgungen in Europa traf es überproportional häufig gerade jene Frauen,

die über medizinisches oder naturkundliches Wissen verfügten. Natürlich sollte man vorsichtig sein mit romantischen Vereinfachungen: Nicht jede «Heilerin» war eine protofeministische Figur, und viele Zuschreibungen sind rückblickende Projektionen.

Trotzdem: Heute zeigt sich ein ähnliches Muster wie schon vor Jahrhunderten in abgeschwächter Form. Man sieht es zum Beispiel in der Musik: Bands und Musiker*innen mit vielen weiblichen Fans werden belächelt, egal wie gut sie sind. Über die Beatles wurde gelacht und One Direction verniedlicht. Von Taylor Swift fange ich gar nicht erst an. Ich bin auch kein Fan ihrer Musik, aber der Spott für die Begeisterung für sie war abartig. Als wären Begeisterung und Qualität plötzlich Gegensätze, sobald Frauen laut werden. Selbst

Hobbys, die Zeit und Können erfordern, wie etwa Stricken, werden eher als «niedlich» abgetan, während stereotypisch männliche Hobbys wie Modellflugzeugbasteln automatisch als «anspruchsvoller» gelten. Und wenn Frauen sich für Dinge interessieren, die auch Männer mögen, verschiebt sich die Kritik einfach: Dann mögen sie es angeblich «falsch». Plötzlich geht es nicht mehr darum, dass man etwas mag, sondern wer. Und genau hier schliesst sich der Kreis: Wenn Männer auf Krypto setzen, gilt das als visionär, obwohl es genauso von Hoffnung, Narrativen und Unsicherheit lebt. Wenn Frauen in Sternen lesen, wird es belächelt, obwohl es im Kern um dasselbe geht: Orientierung im Ungewissen. Und ja: Astrologie ist keine Wissenschaft. Genauso wie Tarotkarten, Pendeln oder Kris-

talle und ihre Energien. Aber müssen sie das denn sein? Vielleicht will man manchmal einfach Gemeinschaft und Orientierung in einer unsicheren Welt und einer noch unsichereren Zukunft zu haben. Was weiss die Wissenschaft denn schon über die Zukunft?

News Flash: Gar nichts. Früher sagte man voraus, dass das Internet nur ein Hype sei und Bitcoin bloss eine kurze Spekulationsphase. Wir wissen alle, wie das rausgekommen ist. Wir arbeiten bloss mit Wahrscheinlichkeiten und werden dann trotzdem überrascht, wenn Underdogs gewinnen oder scheinbar Unmögliches eintritt. Das Funkelnde, das Mysteriöse, die kleine Hoffnung im Ungewissen eben. Vielleicht sind es also gar nicht die Dinge, über die wir lachen. Sondern die Menschen, die sie mögen.

Die Zukunft liegt auf der Hand

Als Dragqueen streift Madame Selma nicht nur zur Unterhaltung durch die Zürcher Nachtclubs. All jenen, die ihren Horizont erweitern möchten, gewährt die Hellseherin einen kurzen Blick in die Zukunft.

Marc Grüter (Text) und Mara Schneider (Foto)

«Als ich es das erste Mal gemacht habe, vertickte ich nebenbei MDMA», meint Ivan lachend und nimmt gegenüber von mir Platz. Ich sitze im Wohnzimmer eines Wahrsagers; ganze 100 Franken habe ich für dieses Treffen hingeblättert. Auf dem Glastisch zwischen uns brennen Kerzen, im Bücherregal reihen sich Einbände zu verschiedensten Formen magischer Praktiken auf und eine Kristallkugel glitzert hinter Ivan in der Abendsonne.

Alles in diesem Zimmer ist ziemlich genau so, wie man sich das vorstellt. Mir wird die Wahl zwischen zwei verschiedenen Tarot-Kartensets gelassen. Aus dem Bauch heraus entscheide ich mich für das Kleinere der beiden. Anschliessend werden mehrere Karten auf dem Tisch, in der Form eines keltischen Kreuzes ausgebreitet, wie mir später erklärt wird. Dabei stehen die Positionen der Karten für verschiedene Zeitpunkte im Leben wie Gegenwart, Zukunft, Vergangenheit. Berührungspunkte mit Esoterik habe ich in meinem bisherigen Leben nicht gehabt.

Innere Hürden überwinden

Gerade deshalb habe ich mir vorab dieses Treffen in den Kopf gesetzt, mich auf das, was folgt, einzulassen und nicht direkt in einen Vergleich mit der Wissenschaft zu springen. So passiert es, dass ich, während Ivan meine Karten liest, beginne, das Gesagte auf geschene und kommende Lebensereignisse zu projizieren. Ambitionen im Berufsleben, Glück in Geldfragen, alles in allem liest Selma eine rosige Zukunft aus meinen Karten.

Einzig die Konkurrenz, vor dieser müsse ich mich in der kommenden Zeit in Acht nehmen. Klar, die Aussagen sind allgemeiner und grober Natur, dennoch lässt mich ihre Schlagrichtung für einen kurzen Moment aufatmen oder zweifeln. Ich beginne zu spüren, dass mir das Ganze näher gehen wird als gedacht. Nicht mit allem, was in diesen paar Minuten gesagt wird, weiss ich etwas anzufangen, doch ein paar Karten haben sich in meinem Kopf eingeknistet, brüten nun dort vor sich hin. Wahrscheinlich, weil sie in Themen stochern, die mich zuvor schon beschäftigt haben, vielleicht aber auch weil sie mir ein wenig Halt geben und mich bestärken.

Dabei würde ich mich nicht als abergläubisch oder religiös bezeichnen, die Wissenschaft betrachte ich als meine Erklärung der Welt. Genau deshalb lässt mich dieser Besuch auch so ratlos zurück, denn die Legung hat es geschafft, etwas in mir auszulösen, was ich zuvor nicht für möglich gehalten hätte. Statt nun dazu überzugehen, die Irrationalität dieser Methoden zu kritisieren und mich zurück in den sicheren Hafen zu flüchten, will ich im Folgenden versuchen, die Person, die hinter den Wahrsagungen steckt, besser zu verstehen.

«So war das halt damals in den 90ern» ist ein Satz, den Ivan oft und stets mit einem Lächeln auf den Lippen sagt. In dieser Zeit schloss er die Kochlehre ab, ein Beruf, der ihm aber, wie er schnell merkte, zu wenig kreativ war. «Am Schluss bleibt dir nur der Dreck und du stinkst, dazu ist man noch unterbezahlt.» Besser gefiel ihm die Arbeit in einem Auktionshaus, dort kümmerte er sich anfangs um Dekorationen für die Ausstellung, später übernahm er auch Restaurationsarbeiten. In der Trompe-l'œil-Malerei entdeckte er auf diese

Weise eine seiner Leidenschaften. Sie verschaffte ihm Aufträge für Privatpersonen auf dem Zürichberg – sogar für die mittlerweile verstorbene Tina Turner schwang er den Pinsel. Doch dann ging alles ganz schnell, die Krise war da. Mit der Finanzkrise 2008 brachen die Aufträge ein. Für Ivan bedeutete dies erneute eine berufliche Neuorientierung. «Ich hatte schon lange nebenbei an der Langstrasse Partys organisiert.» Diese sei damals noch um einiges queerer gewesen als sie es zurzeit ist: Heute geht Ivan als queerer Mann nur noch selten dort feiern. An einer dieser Partys, das Thema war «freakig», war noch eine Hellseher*in gesucht: Ivan sprang ein. Dass er mit diesem Partygag, in den er aus Personalnot hineingerutscht war, einst selbstständig werden würde, sah er selbst nicht kommen. Gute 15 Jahre später sieht Ivan als «Madame Selma» immer noch für Feierende im Ausgang hell.

Meist ist er auf Partys in Clubs unterwegs, Sitzungen wie mit mir, in seinem Wohnzimmer und in ziviler Kleidung, sind die Ausnahme. Auch mich irritierte es ein wenig, als mir ein Mann in Jeans und T-Shirt die Tür geöffnet hat, hatte ich mich doch mit einer Dragqueen verabredet. «Dragqueens sind eben auch nicht immer aufgedraggt», belehrte mich Ivan noch im Türrahmen stehend eines Besseren und sah mir wohl den Scham über meine blöde Annahme an. Während unseres Treffens habe ich mich aber anschliessend sehr wohlgefühlt. Es herrschte eine lockere Atmosphäre, bei der ich stets das Gefühl hatte, alles fragen zu können, ohne gleich aus der Wohnung geschmissen zu werden. Was zu Beginn noch Nervosität und Anspannung war, wandelte sich so schnell in Neugierde, habe ich doch zuvor noch nie einen Hellseher getroffen.

Stereotype und kulturelles Erbe

Die einzigartige Kombination aus Hellseherin und Dragqueen beschert Madame Selma den Status eines Nischenprodukts, wie Ivan selbst sagt. In einem Zeitalter, in dem profit-jagende Hotlines die Wahrsager*innen-Branche prägen, setzt Ivan mit Madame Selma auf Präsenz und Spektakel. Hellsehen mit dröhnend lauter Musik und unter Betrunknen, was vielen anderen Hellseher*innen wohl Albträume beschert, macht Madame Selma oft mehrmals pro Woche. Wenig verwunderlich, dass in einem solchen Umfeld auch mal die Fetzen fliegen. Von Schlägereien während des Anstehens bis zu wütenden Kunden aufgrund ihrer Vorhersage; Ivan hat als Madame Selma schon wilde Nächte erlebt.

In der Rolle der Madame Selma versteht sich Ivan nicht bloss als Kartenleserin, der Mensch hinter den Karten sei fast genauso entscheidend. «Mit ihren Reaktionen geben die Leute viel über sich preis», sagt er. «Je besser ich die Menschen lesen kann, desto präziser wird meine Vorhersage.» Dabei sei die Entscheidung, das Ganze als Dragqueen zu machen, aus dem Gefühl heraus entstanden, Stereotypen richtig zu bedienen. «Wenn's ums Hellsehen geht, haben, glaube ich, die meisten eine Frau im Kopf», sagt Ivan. «Solange toxische Männlichkeit die Welt beherrscht, können Männer sich nicht erlauben, an solche Praktiken zu glauben, ohne gleich als schwach angesehen zu werden», schliesst er an. Auch Ivan kam durch eine Frau, seine Grossmutter, erstmals mit Tarotkarten in

Berührung. Bei dieser habe er die Karten jeweils zu Hause gesehen, sie seien dort normal und selbstverständlich gewesen. Ivan, dessen Eltern aus Italien und Slowenien stammen, sieht an seiner Kundschaft, dass Kartenlesen in der Schweiz keine grosse Vergangenheit hat. So sind praktisch alle Stammkunden, die er zuhause empfängt, aus dem slawischen Raum: «Tarot ist dort viel tiefer in der Kultur verankert, deutlich mehr Leute gehen dort zu Hellseher*innen.»

Spricht Ivan über seinen doch eher ungewöhnlichen Beruf, wirkt er entspannt und reflektiert. Er macht keinen Hehl daraus, dass er das Ganze aus einer Geldnot heraus gestartet hat, verortet sich selbst in der Unterhaltungsbranche. Er sieht sich nicht als Psychiater, sondern möchte mit seinen Legungen den Leuten ein Mittel bieten, um das eigene Handeln zu reflektieren. Er ordne seinen Alltag jedoch nicht den Tarotkarten unter, lasse sein Leben nicht von ihnen bestimmen: «Werden sie zur Religion, lehne ich sie ab.» Ivan klammert sich nicht an feste Regeln, geht nicht dogmatisch vor, wenn er das Schicksal legt und liest. Und auch wenn er klar daran glaubt, kann er über sich selbst lachen – erfrischend wie ich finde.



Normalerweise legt die Hellseherin Madame Selma ihre Tarotkarten im Club.

«Zwischen Hippies und Nazis gibt es Schnittmengen»

Das Motto von Religionswissenschaftler Julian Strube ist «vekomplizieren, statt vereinfachen». Die Realität sei eben kompliziert, so auch der Esoterikbegriff. Wie dieser mit Überlegenheitsansprüchen und kolonialen Strukturen zusammenhängt, erzählt er im Gespräch.

Giorgio Dridi

Herr Strube, sind Sie abergläubig?

Nein, aber ich bin auch kein polemischer Wissenschaftsmaterialist, der abergläubische Menschen für verrückt erklärt.

Wieso sind Sie Religionswissenschaftler geworden?

Ich studierte ursprünglich Philosophie und Geschichte. Ein Pflichtseminar zu Christentum und Hinduismus brachte mich auf die Thematik, die ich heute verfolge: Esoterik und Rechtsextremismus.

Inwiefern?

Im 19. Jahrhundert entdeckte man die gemeinsamen Wurzeln der indogermanischen Sprachen. Die Mitglieder dieser Sprachfamilie nannte man «Arier», ein Begriff aus dem Sanskrit. Doch dann begann man zu glauben, dass hinter den Sprachverwandtschaften auch ein gemeinsames «Urvolk» stünde. Daraus wurde die unwissenschaftliche Idee einer «arischen Rasse» entwickelt. Ich schrieb eine Hausarbeit zur Ariosophie und fing an, Religionswissenschaft zu studieren. Dabei habe ich bemerkt, wie unterbeleuchtet dieses Forschungsfeld ist. Das Thema Religion wird generell stiefmütterlich behandelt und die Esoterik selbst wird häufig sehr polemisch diskutiert, auch im öffentlichen Diskurs.

Was ist denn Esoterik?

Das ist die grosse Preisfrage, die man nicht abschliessend beantworten kann und auch nicht soll, weil es sehr unterschiedliche Perspektiven gibt. Als Religionswissenschaftler möchte ich der Realität keine Definitionen überstülpen. Esoterik ist ein historisch bedingter Begriff, der immer in einem Kontext entsteht und unterschiedliche Bedeutungen hat. Wortwörtlich bedeutet esoterisch «innerlich» und exoterisch «äusserlich». Das heisst, wir haben in dem Begriff schon eine gewisse Logik eingeschrieben von innerem Wissen, das nur wenigen zugänglich ist, wie zum Beispiel ein innerer Kreis von Schüler*innen einer Meister*in, im Gegensatz zum profanen

exoterischen Verständnis der Massen. In dieser Idee schwingen gewisse Hierarchien und Überlegenheitsansprüche mit. Doch das Kriterium der Exklusivität und Geheimhaltung allein wird der Vieldeutigkeit des Begriffs nicht gerecht. Denn dann wären Priestertum oder CEO-Business-Meetings genauso esoterisch. Beispielsweise berufen sich externe Zuschreibungen von Esoterik häufig auf andere Kriterien wie fehlende Messbarkeit oder Systematisierung, um das Wissen anderer Kulturen als unwissenschaftlich oder irrational abzuwerten. Die Deutungshoheit über den Begriff hat also auch mit der Legitimation oder Delegitimation von Wissen zu tun.

Was ist der Unterschied zur Religion?

Grundsätzlich keiner. Religion hat eine genauso unbestimmte Bedeutung. Doch auch da herrschen ähnliche Dynamiken: Was ist wahre oder falsche, gute oder schlechte Religion? Diese Begrifflichkeiten sind immer Gegenstand von Aushandlungsprozessen verschiedener Interessen. Die Corona-Pandemie war ein aussagekräftiges Beispiel für solche Streitigkeiten. Dabei stellt sich nicht nur die Frage, welche Rolle die Religion oder die Esoterik für sich spielt, sondern insbesondere in welchem Verhältnis sie zur Wissenschaft, Philosophie und Politik stehen soll. Eine Charakteristik der Esoterik lässt sich jedoch im Gegensatz zur Religion hervorheben. Durch ihre schwächere Institutionalisierung werden kontinuierliche Traditionsnarrative umso wichtiger für die esoterische Identitätsstiftung: Häufig wird eine Kette von Eingeweihten oder Wissensübertragungen behauptet, die etwa von antiken Figuren wie Pythagoras über verschiedene esoterische Gruppen bis in die Neuzeit und Gegenwart reicht.

Wieso marschierten während der Corona-Pandemie Hippies neben Nazis?

Es ist wichtig, konkrete Fälle zu differenzieren, aber es gab gewisse Schnittmengen, die diese Allianzen möglich machten. Dazu gehört die Ablehnung des als solchen wahrgenommenen Mainstreams, dessen Manipulation die «Erwachten» durchblicken, während die «Schafe» weiterschlafen. Besonders bei Thematiken wie Gesundheit und Körper können verschiedene politische Positionen harmonieren. Und es gibt eben auch historische Erklärungen, wie es dazu kommen konnte. Im Lebensreformkontext des 19. Jahrhunderts lassen sich ähnliche Phänomene beobachten. Mitglieder solcher Kommunen bepflanzten nackt ihre Felder, ernährten sich vegan und plädierten für die freie Liebe. Dabei konnte es sich um eine anarchistische, feministische oder auch um eine eugenische Gemeinschaft handeln. Auch da haben wir den gemeinsam Nenner: «Anti-Establishment».

Besteht nicht die Gefahr, dass das «Establishment» den Begriff der Esoterik instrumentalisiert, um Kritik zu delegitimieren?

Wie wir gesehen haben, ist der Esoterikbegriff mit seiner inhärenten Struktur besonders anfällig für strategische Zuschreibungen von verschiedenen Seiten. Es stimmt jedoch, dass

die Medien häufig sehr polemisch über esoterische Thematiken wie beispielsweise die Anthroposophie, eine Abspaltung der Theosophie, berichteten. Mit meiner Arbeit plädiere ich dafür, die Thematik sachlich zu diskutieren.

Ihre Forschung setzt im 18. Jahrhundert an. Was waren zu dieser Zeit die wichtigen Diskurse?

Dazu muss ich eine Geschichte erzählen, die ganz viel weglässt und bestimmte Dinge hervorhebt, die ich persönlich für relevant halte. Im 18. Jahrhundert haben wir einige Entwicklungen, die unglaublich wichtig sind für das, was dann als esoterisch verstanden wird. Wir haben die ganze Aufklärungsthematik, Polemiken über wahre und falsche Religionen, aber auch Debatten über das Verhältnis von Wissenschaft und Religion. Durch die empirische Naturwissenschaft veränderten sich unsere Medizinverständnisse. Die Erforschung von Kräften wie Magnetismus oder Strom führte zur Aufregung rund um Mesmerismus, der Annahme, dass es weltdurchdringende Kräfte gibt, die wissenschaftlich und medizinisch genutzt werden können. Beispielsweise um Menschen zu heilen oder durch Meditation in andere Bewusstseinszustände zu versetzen.

Wie Sie schreiben, herrschten zu dieser Zeit auch rassistische Dynamiken.

Die grosse Indien-Faszination kam auf, weil man eine sprachliche Verwandtschaft feststellte zwischen dem Sanskrit, dem Altperischen, dem Griechischen, dem Latein und damit auch den modernen europäischen Sprachen. Das haute die Leute total vom Hocker. Allein deswegen, weil es verblüffend und interessant war, und auch weil man in der Zeit davon ausging, dass Sprache ein Ausdruck von dem ist, was «Rasse» genannt wurde. Dieser tauchte im 19. Jahrhundert immer mehr auf und wird zunehmend biologisch verstanden. In Europa betrachtete man Indien und seine Einwohner*innen als die grossen Meister*innen der Magie, die wissenschaftliche Techniken schon vor Jahrtausenden entwickelten. Mit der neu entdeckten Verbindung zu Indien wurde der Mythos des gemeinsamen zivilisatorischen Ursprungs geboren, der typisch für viele esoterische Vorstellungen ist, wie sie heute vorherrschen.

Wie passt das mit der damals in Europa verbreiteten Vorstellung zusammen, die eigene «Rasse» sei überlegen?

Das ist eine Ambivalenz, die diesem orientalistischen Diskurs von Anfang an eingeschrieben ist. Es gibt sehr unterschiedliche Ansätze. Ein weitverbreitetes rassistisch-orientalistisches Klischee ist, dass der Westen materialistisch, rational, männlich und stark sei und der Osten mystisch, spirituell, weiblich und schwächlich. In der Rassenlogik wird die westliche Überlegenheit so erklärt, dass die ursprünglich fortschrittliche «Rasse» in Indien entweder degeneriert oder quasi auf einer kindlichen Stufe stagniert sei.

Julian Strube ist Lehrstuhlinhaber für Religionswissenschaft und Interkulturelle Theologie an der Universität Göttingen. Er forscht aus globalhistorischer Perspektive über die Beziehung zwischen Religion und Politik. Sein nächstes Buch «Esoterik und alternative Religiosität» erscheint 2027.



Sein Buch «Global Tantra» erschien 2022. Foto: zVg.

Gleichzeitig ist heute die Vorstellung verbreitet, dass der griechische Rationalismus und die jüdisch-christlichen Tradition die Wiege der westlichen Kultur bildet.

Viele antike Schriften wären ohne die Arbeit von islamischen Gelehrten gar nicht überliefert worden, besonders während des Mittelalters. Und die «griechische Kultur» hat es in dieser Homogenität gar nicht gegeben. Einige Ideen Platons und Aristoteles würde man heute eher als esoterisch bezeichnen. Diese Narrative des rationalen Westens haben mehr mit den Anschauungen des 19. Jahrhunderts zu tun als mit griechischer Kultur.

Dennoch schreiben Sie, man dürfe den kulturellen Austausch mit Indien im 19. Jahrhundert nicht als paternalistisch sehen.

Ich bin Globalhistoriker und vertrete einen Ansatz, den ich gerne globale Religionsgeschichte nenne. Eine der Grundthesen dieses Ansatzes ist, dass die Geschichte von Religion und Esoterik, aber auch von weiteren Dingen, keine Einbahnstrasse ist, die von Europa in den passiven Rest der Welt führt. Es geht mir nicht darum, diese kolonialen Strukturen zu bestreiten. Sie existierten, trotzdem war Indien noch immer ein Akteur mit eigenen Interessen. Die historischen Quellen zeigen Austauschprozesse und Verflechtungssituationen. Das darf man jedoch nicht romantisierend verstehen, denn Austausch bedeutet auch Konflikt und Gewalt. Im Fall der Esoterik haben indische Gelehrte eine massgebliche Rolle in der Aushandlung gespielt, was Religion, Esoterik und Wissenschaft sind und wie sie sich zueinander verhalten. Die Verflechtungsgeschichte ist eine

so passende Metapher, weil sie wirklich Chaos ist, also ein Knäuel an unterschiedlichen Austauschprozessen, das man aber untersuchen kann. Es geht mir nicht ums Glattbügeln der Narrative, sondern ums Verkomplizieren. Nicht weil es Spass macht, alles zu verkomplizieren, sondern weil in erster Linie die Realität kompliziert ist.

Der indische Einfluss machte sich im 19. Jahrhundert bemerkbar, als die Theosophische Gesellschaft entstand. Was waren ihre Ideen?

Auch diese ging davon aus, dass Indien der Ursprung der sogenannten arischen Zivilisation ist. Sie dachten, dass der Westen materialistisch ist, dass es im Osten, insbesondere in Indien, das Urwissen gibt, in dem diese schädliche moderne Trennung zwischen Religion, Wissenschaft und Philosophie gar nicht existiert. Diese Wiederherstellung der Harmonie ist ein typisch esoterischer Gedanke. Hinter allen Traditionen verberge sich der Kern des Wahren. Dieser sei in den traditionellen Religionen nur unterschiedlich ausgeprägt, könne aber durch spirituelle Erkenntnis wieder freigelegt werden. Ziel war es, diese zugrunde liegende Einheit sichtbar zu machen und damit eine Art universelle Bruderschaft der Menschheit zu fördern, die Religion, Wissenschaft und Philosophie miteinander verbindet. Die Hinwendung zu Indien als reine Trägerin dieser Weisheit war jedoch ambivalent: Einerseits drückte sie eine hohe Wertschätzung für indische und asiatische Traditionen aus, andererseits war sie stark von einer kolonialen und orientalistisch geprägten Brille beeinflusst, die diese Kultu-

ren oft verzerrt interpretierten. Gleichzeitig bot die theosophische Gesellschaft aber auch indischen Intellektuellen eine Plattform, um sich international zu positionieren und Einfluss zu gewinnen.

Esoterische Einflüsse sah man auch bei den Sozialist*innen im frühen 19. Jahrhundert.

Diese vormarxistischen sozialistischen Strömungen waren ihrem Selbstverständnis nach sehr religiös. Sie wollten den Materialismus und Atheismus überwinden, der in ihren Augen die Gesellschaft zersplitterte. Darauf basiert auch die Herkunft des Wortes Sozialismus, das Gegenteil von Individualismus. Sie sahen sich als die wahren Religionsträger, die sich gegen unterdrückerische Institutionen zur Wehr setzten. Von den Marxist*innen wurden sie dafür verspottet. Friedrich Engels prägte den negativ konnotierten Begriff des utopischen Sozialismus, um ihn vom wissenschaftlichen Sozialismus abzugrenzen.

War Jesus ein Sozialist?

Die Standardbehauptung der Frühsozialist*innen war: Das wahre Christentum ist Sozialismus. Auch der Ursprung des Wortes Kommunismus kommt daher. Unter «Communauté» war die apostolische Gütergemeinschaft gemeint. Der Sozialist Jesus war ein verbreitetes Bild.

Macht doch Sinn: Liebe deinen Nächsten.

Viele argumentieren so, aber schlussendlich bleiben es Behauptungen, Interpretationen und Zuschreibungen. Das Christentum kann genauso im Sinne von MAGA verstanden werden. Die USA zeigt: es funktioniert.

In der Neuen Rechten ist die Rede vom degenerierten Westen. Das erinnert an die rassistische Narrative aus dem 19. Jahrhundert über Indien.

Seit dem 2. Weltkrieg bevorzugt die Rechte den aktiveren Begriff der «Zersetzung». So soll, in diesem Kontext meist antisemitisch konnotiert, auf nebulöse Eliten hingewiesen werden, die den «grossen Austausch» vorantreiben. Dabei handelt es sich um eine fremdenfeindliche Verschwörungserzählung, die besagt, dass die einheimische Bevölkerung des Westens gezielt durch Migration ersetzt werden soll.

Wieso ist Esoterik wieder en vogue?

Ich glaube nicht, dass sie jemals weg war, aber es ist immer eine Frage der Sichtbarkeit und das macht dann natürlich auch Trends und Popularität aus. Ich denke, dass wir momentan eine Situation aussergewöhnlicher Anspannung erleben. Entspannt war die Welt zwar noch nie. Es gibt nicht das Zeitalter, wo alles in Ordnung war, auch wenn das eine typisch esoterische Behauptung wäre. Aber momentan ist es schon ziemlich heftig, was alles passiert. In solchen Zeiten suchen viele Leute nach Gleichgewicht, nach einer Erdung, nach etwas Spirituellem – wie auch immer sie das verstehen. Das Attraktive an gewissen Vorstellungen von Esoterik ist eben, sich als offen, unverbindlich und undogmatisch zu verstehen. Man kann sich von unterschiedlichsten Traditionen inspirieren lassen, ohne einer bestimmten Religion beitreten zu müssen. Das ist eine Grundfaszination, die gerade in besonders turbulenten Zeiten zum Vorschein kommt.

ein Film von
Gabriele Schärer

**Barbara
Buser**

Pionierin der Nachhaltigkeit

**IM KINO AB
16.4.2026**
mit vielen
Veranstaltungen
zum Thema
Nachhaltiges Bauen

ALLE VERANSTALTUNGEN AUF
WWW.FIRSTHANDFILMS.CH

1 FIRST
HAND
FILMS





Kaum befindet sich eine Robbe an Land, wird sie von einer Gruppe Tourist*innen umringt. Mit gezückten Handys und Kameras haben sie auf diesen Moment gewartet. Schliesslich ist ihnen das Tier bisher nur im Internet oder auf Prospekten über Islandreisen begegnet. Alle versuchen sie, das beste Foto zu schiessen, denn den Arbeitskolleg*innen soll nicht nur von der bewundernswerten Natur erzählt, sondern sie ihnen auch gezeigt werden. Auch wenn dabei vergessen geht, wo ihre Grenze liegt...

Friedensförderung der Schweizer
Armee im Ausland



LIAISON AND MONITORING TEAM

Das Kompetenzzentrum SWISSINT rekrutiert laufend Fachleute in verschiedenen Bereichen für den Auslandseinsatz der Schweizer Armee im Kosovo – die SWISSCOY.

Die Schweizer Beobachterinnen und Beobachter innerhalb der Liaison and Monitoring Teams (LMT) der SWISSCOY/KFOR im Kosovo sowie der Liaison and Observation Teams (LOT) der EUFOR in Bosnien und Herzegowina erfüllen Leistungen zugunsten des Auftrags zur Sicherstellung eines sicheren und stabilen Umfelds der jeweiligen Mission.

Mittels Gesprächen mit der lokalen Bevölkerung sowie Behörden erhalten diese Teams Zugang zu Informationen, welche der KFOR resp. der EUFOR zur Beurteilung der Sicherheitslage im Einsatzraum sowie zur Erstellung eines gesamtheitlichen Lagebilds dienen.

Sind Sie bereit für eine neue Herausforderung? Mehr Informationen auf www.peacekeeping.ch.



www.peacekeeping.ch



SCHWEIZER ARMEE
ARMÉE SUISSE
ESERCITO SVIZZERO
ARMADA SVIZRA

Die ZS hat für euch in die Sterne geschaut

Debora Baumann (Text) und Liv Robert (Text und Illustrationen)



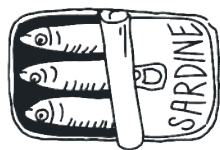
Steinbock

22.12.-20.01. – Venus greift dir unter die Arme: Du wirst einem super Flirt begegnen. Ihn aber auch wieder verlieren. Du hast Herzschmerz und bekommst auch noch die Grippe. Zur gleichen Zeit. Sorry.



Wassermann

21.01.-19.02. – Leerkündigungen in deinem Wohnblock, behauptet jedenfalls Neptun. Mach dich mal auf Wohnungssuche und löse das Flatfox-Abo! Und das Immogate-Abo. Und das Genossenschafts-Mail-Abo.



Fische

20.02.-20.03. – Du gehst auf Reisen mit Interrail! Doch deine Daten werden beim Leak geklaut. Darauf fehlt dir Geld auf dem Konto und du musst dir überall die Zwei-Faktor-Authentifizierung einrichten.



Widder

21.03.-20.04. – Du wirst zehn Franken im Lotto gewinnen. Doch dann merkst du, dass Geld nicht glücklich macht. Du schliesst dich einer kommunistischen Gemeinschaft an und wirst zur Minimalist*in!



Stier

21.04.-20.05. – Du verliebst dich in deinen Arbeitgeber. Das wird kriitisch. Dein*e Ex arbeitet nämlich im HR. Ob das auffliegt? Das wird dir Saturn offenbaren. In Form eines Gesprächs mit ihnen beiden.



Zwillinge

21.05.-21.06. – Der Uranus sorgt bei dir für eine Achterbahn der Gefühle. Eine Ex-Situationship wird dich in einer Strassenumfrage erwähnen. Ihr kommt vielleicht zusammen. Viel Kraft dabei!



Krebs

22.06.-22.07. – Du wirst zum dritten Mal in Folge von inkognito Kontrolleuri*innen beim Schwarzfahren erwischt werden und deinen ersten Strafbefehl erhalten. Spazieren ist doch gar nicht so schlecht.



Löwe

23.07.-23.08. – Du hast richtig nervige Menschen auf der Arbeit. Und hey! Sie werden in den kommenden Monaten noch extra nervig. Wenigstens bekommst du eine Lohnerhöhung – ganze drei Prozent.



Jungfrau

24.08.-23.09. – Du streitest dich mit der Seminarleitung. Ihr könnt euch nicht einigen und du merkst langsam, dass sie doch im Recht sind. Es ist aber okay, sie kennen deinen Namen nicht. Aber dein Gesicht.



Waage

24.09.-23.10. – Diese Prüfungsphase wird es nicht. Sorry. Aber Kopf hoch, Studierende finden eh keinen Job! Du wirst eine Lehre als Landschaftsgärtner*in EFZ beginnen und deine innere Mitte finden.



Skorpion

24.10.-22.11. – Jupiter treibt dich in die Quarterlifecrisis. Du rennst bald einen Halbmarathon. Das Training wird dir zu zeitaufwändig, also kaufst du dir eine Siebträgermaschine (wahrscheinlich hast du eh schon eine).



Schütze

23.11.-21.12. – Du startest eine Revolution und rettest die Sauna am Höniggerberg. Dort lernst du deine*n Geschäftspartner*in kennen. Ihr eröffnet einen Smashburger-Sauna-Pilates-Ashwagandha-Laden.

**STAPFER
HAUS:**

HAUPTSACHE GESUND.

Eine Ausstellung
mit Nebenwirkungen

Nur noch bis 28. Juni 2026

Jetzt besuchen!

Flüchten oder Schweigen? Eine Gene

Sie leben in einer schwindenden Demokratie. Die Student*innen Pinar, Özgür und Ekim erzählen über ihren Alltag, Repression und Resilienz in der Türkei.

Jonas Jost

«Ich habe fast keine Hoffnung für die Zukunft», sagt Ekim* und beisst in ein Stück Weisskäse, einem typischen Bestandteil eines «Kahvaltı», dem traditionellen Frühstück. Pinar* und Özgür*, die mit am Tisch sitzen, nicken. Sie haben ernüchternde Jahre hinter sich. Die Meinungsfreiheit schwindet, die Preise steigen. Alle drei studieren in der Türkei, wo sie auch aufgewachsen sind und damit in einem politischen Umfeld, in welchem Ängste vor Wünsche gestellt werden und Kritik nicht willkommen ist. Trotz des Wissens, dass jedes gesagte Wort einmal auf sie zurückfallen könnte, lassen sie sich nicht zum Schweigen bringen.

«Jedes Semester belege ich so viele Kurse wie möglich, denn man kann nie wissen, ob die Dozent*innen bald verschwinden», sagt der Soziologiestudent Özgür. Damit bringt er die existenzielle Verunsicherung, welche viele Studierende mit sich tragen, gleich auf den Punkt. Bis vor wenigen Jahren sei die Bogaziçi-Universität noch ein Ort des florierenden Austauschs gewesen. Dann kam das Jahr 2020 und Erdoğan tauschte den Direktor der Schule aus, eine Aufgabe, die eigentlich einem Professor*innen-Ausschuss zufallen würde. Dass die Regierung Entscheidungsträger*innen an akademischen Institutionen durch Freunde des Regimes austausche, sei in der Türkei nichts Ungewöhnliches mehr, doch seine Universität sei gemäss Özgür lange noch eine «letzte Hochburg der kritischen Meinung» gewesen. Jetzt sei die Repression auch im Vorlesungssaal zu spüren. Die Hoffnung schwindet.

Das Geld versagt

Auch Pinar überrascht dies nicht. Ihr Studium hat die kürzlich graduierte Elektroingenieurin an der Marmara-Universität, einer weiteren Hochschule in Istanbul, vollbracht. Diese sei staatsnahe und die Studierenden grösstenteils apolitisch. «Das frustriert mich», sagt sie, denn als Tochter einer Kurdin und Umweltaktivistin verpasse sie nie einen politischen Kampf. Etwas Luft vom starren Umfeld an ihrer Uni habe sie in Kadıköy gefunden, einem äusserst lebhaften Quartier in der Stadt, wo sie eine kleine Wohnung mietet. So sei sie näher dran am politischen Geschehen. Sie fügt schmunzelnd hinzu: «So kann ich jederzeit ein Punk-, Blues- oder Metal-Konzert besuchen.» Ekim schenkt sich Çay ein.

Diese Form des Schwarztees gilt in der Türkei als Inbegriff des sozialen Zusammenlebens, er darf auf keinem Tischgedeck fehlen. Für viele sei dieser treue Begleiter ein Indiz des sozialen Standes in der Gesellschaft, sagt Pinar. Doch wer sich heute einen solchen Çay bestellt, muss tief in die Tasche greifen. 40 Lira kostet er durchschnittlich im Kaffeehaus,

2021 waren es noch zwei bis drei. «Natürlich sind auch die Gehälter seither gestiegen», sagt Pinar, «doch keineswegs gleich viel wie die Preise.» Heute können sich die meisten also weniger Tassen Tee leisten, sogar wenn sie seither beruflich aufgestiegen sind. Der finanzielle Druck war bereits gross, doch die seit 2021 stark gestiegene Inflation trifft die Bevölkerung hart.

Sie ist ein weiteres Glied in einer Kette der politischen Misswirtschaft und der Priorisierung der Oberschicht. Die Luft wird knapp und gerade die Mittelschicht, die in der Türkei historisch stark war, löst sich zunehmend auf. «Um mir mein Studium zu finanzieren, arbeite ich fünf bis sechs Tage pro Woche von 9 bis 18 Uhr», sagt Ekim. Dazu kommt ein Arbeitsweg von je zwei Stunden, denn Ekim wohnt mit seiner Mutter in Beylikdüzü, einem Aussenquartier der Millionenmetropole Istanbul. Die Belastung sei riesig, doch er habe keine Wahl, seine Mutter könne ihn trotz Vollzeitstelle finanziell nicht unterstützen. So müsse er sich als Tagelöhner durchschlagen und habe dennoch selten Geld, um etwa auswärts zu essen. «Ich hinterfrage häufig den Sinn des Lebens», sagt er, denn der finanzielle Druck stürze ihn immer wieder in tiefe Krisen. Und dennoch mache er immer weiter, er wolle nicht wie seine Mutter enden; «fernsehen und auf den Tod warten.» Festhalten tut sich Ekim, der immer eine Kamera dabei hat, an seiner Passion für die Fotografie und Videokunst, was er an der Kadir Has Universität auch studiert. Statt fernzusehen, wolle er festhalten und dokumentieren. Während seines Masters sei er auch als Unterrichtsassistent tätig und bringe den Erstis den Umgang mit der Kamera bei, unbezahlt und unversichert.

Trotz allem habe seine Uni auch Vorteile, denn die mit rund 5000 Studierenden relativ kleine Privatuniversität ist jederzeit zugänglich. «Während der Geschehnisse im letzten März nutzten wir sie wie ein Zuhause.» Pinar und Özgür horchen auf, denn Ekim kommt nun zum Wesentlichen. Er spricht die Proteste des letzten Jahres an, eine Bewegung, in welcher trotz Repression noch einmal ziemlich unerwartet die Kräfte gebündelt und die Wut auf die Strasse gebracht werden konnte – allen voran die Studierenden. Doch um zu verstehen, wie Ekims Uni zu einer Art Festung werden konnte, müssen einige Ereignisse wieder aufgerollt werden. Erdoğan's Regierungspartei AKP ist seit 2002 an der Macht. Ihre Strategie liegt darin, jegliche Opposition bereits im Keim zu ersticken, sodass Wahlen nur noch zum Schein durchgeführt werden. Doch 2019 kam alles anders, der Hoffnungsträger der Oppositionspartei CHP Ekrem İmamoğlu gewann trotz grosser Hürden die

Wahl zum Bürgermeister Istanbuls, eine Schlappe für die AKP und ein Indiz, in welche Richtung es bei den nächsten nationalen Wahlen gehen könnte. Mit reformistischer Politik und einer klaren politischen Linie etablierte sich İmamoğlu als breit abgestützter Widersacher Erdoğan's und wurde von vielen als Kandidat für die Präsidentschaftswahl 2023 gewertet. Im Zuge dessen wurde er von der Staatsanwaltschaft der «Beleidigung der Wahlkommission» bezichtigt und mit einem Politikverbot belegt, laut Human Rights Watch ein politisch motiviertes Urteil. Zeitgleich erschütterten heftige Erdbeben den Osten des Landes. Obwohl die durch die AKP etablierte Vetternwirtschaft und Korruption im Bausektor zu einer tragisch hohen Zahl an Toten beitrug, konnte Erdoğan's Partei das Klima der Trauer und Unsicherheit in der Bevölkerung in Wählerstimmen ummünzen. İmamoğlu trat aufgrund des Prozesses nur als Vizepräsident an und die AKP gewann die Wahl knapp. Doch als beliebter Bürgermeister Istanbuls blieb er auch im Hintergrund eine Konkurrenz zur Regierung.

Die Waage zerbricht

Die AKP setzte 2025 noch einen drauf. Am 18. März 2025 wurde İmamoğlu's Universitätsdiplom aberkannt, was in der Türkei eine Bedingung für die Kandidatur zur Präsidentschaftswahl bedeutet. Dabei wird von vielen Kritiker*innen Erdoğan's eigener Universitäts-titel angezweifelt. Gemäss von ihm veröffentlichten Dokumenten habe er 1981 an der Marmara-Universität Wirtschaftswissenschaften an einem Departement studiert, das erst 1983 gegründet wurde. Am Tag nach der Aberkennung İmamoğlu's Universitätsdiplom wurden er und dutzende weitere Anhänger*innen der Opposition in einer Razzia verhaftet. Einige der Vorwürfe aus der 3739 Seiten langen Anklageschrift: «Führung einer kriminellen Organisation, Bestechung und Unterstützung der PKK». Alles Vorwürfe, die in der Türkei seit Jahrzehnten verwendet werden, um politische Gegner*innen wegzusperren. İmamoğlu ist bis heute inhaftiert, der Gerichtsprozess läuft noch. Die Staatsanwaltschaft fordert 2430 Jahre Haft. Nun aber zurück zu den Studierenden Özgür, Pinar und Ekim, die am Morgen des 19. März 2025 aufwachten und bemerkten: Das Internet ist blockiert.

Mittels VPN habe Ekim schnell herausgefunden, was mit İmamoğlu passiert war und machte sich trotz Versammlungsverbot sogleich auf zum Rathaus in Sarayhane, wo Studierende zu einem Protest aufgerufen hatten. Unter den tausenden Menschen, die er dort vorfand, war auch Pinar, die ein Video gesehen hatte, wie Studierende der Istanbul



Baran Öztürk ist Künstler. Er fotografiert die Proteste mit seiner Uhr, um nicht zur Zielscheibe zu werden. Die Unschärfe soll symbolisieren, dass sich Gewalt nicht abbilden lässt. Fotos: zVg.

Generation steht vor der Entscheidung



Wenn nur noch der Rückzug bleibt: Die Freund*innen halten sich im Alltag verdeckt. Foto: zVg.

Universität, von welcher İmamoglu sein Diplom erhalten hat, eine Polizeibarrikade durchbrochen hatten. Obwohl ähnliche Protestbewegungen in der Vergangenheit blutig endeten, sei die Stimmung vor dem Rathaus kraftvoll gewesen, erinnert sie sich. Menschen hätten Essen verteilt und in kürzester Zeit eine mobile Notfallstation auf einem Spielplatz errichtet, die Freiwillige durch eine Menschenkette abriegelten. Tag für Tag versammelten sich tausende Student*innen an den verschiedenen Universitäten der Stadt, um erneut zum Rathaus zu marschieren und ihre Unmut zu verkünden, obwohl viele der Direktionen versuchten, sie davon abzuhalten.

Schlagstöcke neben Kerzen

Nicht so in Ekims Kunstschule, wo die Studierenden das Erdgeschoss besetzten und die nahe am Rathaus gelegenen Räumlichkeiten als Rückzugsort nutzten. «Mit der Unterstützung einiger Lehrpersonen hielten wir offene Vorlesungen», sagt Ekim. Ein riskanter Schritt, denn viele ihrer Berufskolleg*innen seien aufgrund ähnlicher Aktionen in der Vergangenheit noch immer inhaftiert. Diese Angst hinderte einige Lehrpersonen an einer Teilnahme, andere hingegen hätten sogar Geld gespendet, um Kaffee und Verpflegung für die Protestierenden zu besorgen. «Vier Tage bin ich auf dem Rathausplatz geblieben», sagt Ekim, «dann hat die Polizei meinem Freund das Gesicht eingeschlagen.» Pınar starrt auf ihren Teller und erklärt, dass die Polizeigewalt am Abend des dritten Tages eskaliert sei. Mit Schlagstöcken gingen die Polizist*innen auf die Studierenden los, schossen Tränengaskartuschen aus nächster Nähe ins Gesicht und auf den Dächern ringsum waren Scharfschützen positioniert. Es sei die Hölle gewesen. Doch am schlimmsten fand Pınar, dass nahe am Geschehen eine CHP-Veranstaltung stattfand, die versuchte, die Studierendenproteste als ihren eigenen Widerstandskampf zu instrumentalisieren. Obwohl diese den ganzen Tag lauthals Werbung für den eigenen Zweck machte, seien ihre Lautsprecher beim Ausbruch der Polizeigewalt still geblieben. Die vordersten Linien um die

Barrikaden hätten einem Kriegsfeld glichen; Schreie von Verletzten, Protestierende, die in alle Richtungen umherirrten, um dem Reizgas zu entkommen und eine erste Reihe von gewaltvollen Verhaftungen. Gleichzeitig, keine fünfhundert Meter weiter, hätten Protestierende schweigend Kerzen gehalten und Reden der CHP gelauscht. Als Pınar und ihre Freundinnen diese konfrontiert hätten, seien sie ignoriert worden: «Viele wollten einfach nicht wahrhaben, was gerade passiert.» Werden Verletzte verhaftet, so haben sie das Recht auf eine ärztliche Untersuchung. Ekim ist sich sicher, dass sein Freund nach den Schlägen und den Tritten der Polizei laufen gelassen wurde, um die Polizeigewalt zu kaschieren. Anders erging es hunderten Studierenden, die im Laufe der Tage verhaftet wurden.

Nicht nur am Protest selbst, sondern auch in Läden und Tankstellen rund um das Geschehen und teils sogar auf den Geländen der Unis. Pınar bekam ein schlechtes Gefühl und ging nach Hause. Als sie ihre Freundin anrufen wollte, um ihr das Gleiche zu raten,

«Dieser Mitstudent ist immer noch im Gefängnis.»

Dieser Satz ist auf Zetteln an leeren Sitzplätzen der Marmara-Uni zu lesen.

hörte sie nur den Anrufbeantworter gehört. Einige Stunden später folgte die Benachrichtigung von einem Anwalt: «Sie wurde verhaftet.» Ausserdem berichten Pınar und Ekim von Oleoresin Caosicum (OC), einem rötlich-orangefarbenen Tränengas, das am vierten Tag von der Polizei eingesetzt worden sei. Erkannt hätten sie es durch orange Verfärbungen auf den Kleidungsstücken und der sehr viel stärkeren Wirkung im Vergleich zu herkömmlichem Tränengas, denn OC führt zu sofortigem Brennen auf der Haut, temporärer Blindheit und einer massiv eingeschränkten Lungenkapazität. Die Regierung verneint dessen Einsatz.

Die Proteste dauerten noch einige Tage an, verlagerten sich aber weg vom Rathausplatz in andere Quartiere. Anfangs seien noch viele zusammengekommen. Pınar erinnert sich an Menschen, die weinend ans Fenster

gekommen seien, um den Protestierenden zuzuwinken. Doch die Angst vor Gewalt und Inhaftierung hätten immer mehr Menschen von der Teilnahme abgehalten. So habe die Protestbewegung allmählich an Grösse verloren. Ausserdem hätten die zerstrittenen Oppositionsparteien und linken Gruppierungen die Studierendenbewegung nicht als eigenständige Bewegung gesehen, sondern versucht, diese zu ihren eigenen Zwecken zu formen. «Die Parteien haben uns keinen Respekt gezollt», sagt Ekim.

Als Pınar nach den Protesten zurück in ihre Heimat kehrte, um die Familie zu besuchen, sei sie schockiert gewesen. Kaum ein Wort in den Nachrichten über die Protestbewegungen in Istanbul, nicht einmal auf vermeintlich unabhängigen Sendern, wohl auch weil die unabhängige Kraft der Studierenden nicht ins Parteiprogramm der Opposition gepasst hat. Alles was blieb, seien Schmerzen, emotionale und physische, und das Wissen, wie es sich anfühlt, wenn man sich trotz aller Risiken mit tausenden Menschen auf die Strasse stellt, anstatt zu schweigen.

Wer kritisch denkt, wird unterdrückt

Und es bleibt eine ganze Generation von Menschen, die die Hoffnung verliert. Viele wollen das Land verlassen. So auch Pınar, denn ihr Alltag sei insbesondere als Frau zu einem Überlebenskampf geworden. Die Zukunft sei zu ungewiss, sie könne sich nicht mehr bloss an Idealen festhalten. Auch die Armut breite sich immer weiter in der Gesellschaft aus.

Dennoch fände sie es extrem schwierig, ihre Heimat zu verlassen. Zu viel Schönes gebe es auf der anatolischen Halbinsel: die Wälder, die Seen, die Berge, das Meer und Menschen mit einem riesigen Herz. «Die Flucht wird schwierig zu akzeptieren», sagt sie. «Auch wenn ich gehe, werden mein Kopf und mein Herz hier bleiben.» Weggehen will auch Özgür, er habe keine Hoffnung für sein Land auch für die restliche Welt nicht. Auch er hat sich an den Protesten beteiligt, doch im Gespräch legt er seinen Fokus auf grössere poli-

tische Zusammenhänge. «Ich stehe nicht hinter der <freien Welt> des Westens», sagt er, denn diese sei das Produkt von kolonialer und extraktivistischer Politik. «Unterdrückung begleitet uns schon lange, auch in den Jahrzehnten vor Erdoğan. Sie trifft meistens diejenigen, die kritisch denken.»

Die wirkliche Freiheit bestehe aus dem freien Geist und diese sei im politischen Klima der Welt kaum möglich. Er wolle gehen, um sein Studium unter besseren Bedingungen abschliessen zu können, doch dann wolle er wiederkommen. Auch Ekim wollte lange das Land verlassen, doch gerade die Protestbewegung habe ihn erneut gelehrt, die Türkei zu lieben. Heute sehe er die Lösung in der Bekämpfung des Kapitalismus, in dem er die eigentliche Ursache für die politische Situation in der Türkei und anderswo sieht. «Ich möchte hier sterben», sagt er überzeugt.

*Namen von der Redaktion geändert.

Der Wachhund pinkelt Palantir ans Bein

Das Recherchekollektiv WAV rüttelt aus seiner Altbauwohnung in Oerlikon die internationale Medienszene auf. Doch auch hierzulande gerät der Investigativjournalismus zunehmend unter Druck.

Nils Løvold (Text) und Leonard von Manitius (Foto)

Wenn der Journalismus gewissen Unternehmen nicht gefällt, hat man wohl etwas richtig gemacht, so Mitgründer des Recherchekollektivs WAV Lorenz Naegeli. Da kann es schon mal zu einer Klage eines Techgiganten kommen. Doch die Freiheiten, Unternehmen zu verärgern, hat WAV glücklicherweise. Es ist kein Geheimnis, dass konventionelle Medienunternehmen teils unter massiven ökonomischen Zwängen stehen. Weltweit gefährden autoritäre Regierungen und private Medienmogule die unabhängige Berichterstattung. Seit Jahren ist auch die hiesige Branche von Massenkündigungen und einem schrumpfenden Angebot geprägt.

Von Techgiganten angeklagt

Doch hie und da lodert in der düster anmutenden Medienlandschaft ein Flämmchen auf, das Hoffnung spendet. Hoffnung auf eine Zukunft, in der unabhängiger Qualitätsjournalismus dem gesellschaftlichen sowie geopolitischen Wandel standhält und weiterhin seinen Beitrag zum öffentlichen Diskurs leisten kann.

Eines dieser Flämmchen brennt eine viertelstündige Tramfahrt entfernt von der Uni Zürich. In einer Oerlikoner Altbauwohnung, wo der Holzboden knarrt und die Zentralheizung fehlt, füllen Gerüche von Essen und Zigarettenrauch das Treppenhaus. Willkommen im Reich des Recherchekollektivs WAV, einem kleinen aber wichtigen Organ des Schweizer Journalismus. Seit bald fünf Jahren erstellt WAV tiefgründige Recherchen. Dabei arbeitet das Kollektiv mit diversen Schweizer

Medien zusammen: von der «Republik» über den «SonntagsBlick» bis hin zum «Boten der Urschweiz». Auch mehrere renommierte NGOs haben das Kollektiv schon mit Hintergrundrecherchen beauftragt. Die Themenbereiche, die WAV abdeckt, sind vielfältig. In einem Bericht wird aufgezeigt, wie Zürcher Pensionskassen ihre Nachhaltigkeitsversprechen nicht einhalten. In einem andere, wie die Schweiz Menschenrechtsverstösse in Griechenland mitfinanziert.

Das bisherige Magnum Opus des Kollektivs, zumindest was dessen Folgen angeht, wurde letzten Dezember in der «Republik» veröffentlicht. Diese Recherche legte anhand interner Dokumente von Schweizer Bundesbehörden dar, wie die umstrittene US-amerikanische Techfirma Palantir über Jahre erfolglos versuchte, den Bund als Kunden zu gewinnen. Besonders brisant: Durch den Bericht wurde publik, dass der Armeestab nach einer umfassenden Evaluation der Palantir-Produkte von deren Verwendung abrät – unter anderem aufgrund des Risikos einer Datenweitergabe an die US-Regierung. Letztere Tatsache sorgte international für grosses Medienecho und schadete Palantirs Image. Inzwischen hat der Techgigant eine Gegendarstellungsklage gegen die «Republik» eingereicht, die noch beim Zürcher Handelsgericht hängig ist.

Für Naegeli, der beim WAV auch als Journalist tätig ist, ist klar: «Die Klage hat in unseren Augen auch das Ziel, uns einzuschüchtern.» Der Prozess gehe nicht spurlos an

ihm und seinem Team vorbei. Andererseits seien Situationen wie dieser Teil des Jobs. Naegeli sagt: «Die Drohungen von Unternehmen werden heftiger.» Das sei auf einen gesellschaftlichen und geopolitischen Wandel zurückzuführen. Gewissermassen liefere die Palantir-Klage aber auch Bestätigung für die Arbeit von WAV.

Der Hund frisst nicht mit

Naegeli sagt: «Wir haben offenbar Informationen gefunden, die dem Unternehmen unangenehm sind. Und genau das ist unser Job: Kritisch dorthin zu schauen, wo im Stillen Entscheidungen getroffen werden, die uns alle betreffen.» Dieser Mission hat sich das WAV-Kollektiv vollends verschrieben. In 2021 gestartet, beschäftigt WAV heute neun Personen, die ungefähr 500 Stellenprozent untereinander aufteilen. WAV betreibt sogenannten Non-Profit-Journalismus. Als Genossenschaft organisiert, wird das Kollektiv durch Stiftungen, Aufträge und Privatgönner*innen finanziert.

Das Geld reicht gerade aus, um die Struktur zu erhalten und Löhne ausbezahlen, die sich ein ganzes Stück unter dem Branchenstandard befinden. «Niemand ist wegen des Geldes hier», sagt Naegeli. Was die Mitglieder von WAV antreibt, diese psychisch teils sehr anspruchsvolle Arbeit zu verrichten, ist: «die Leidenschaft und der Glaube, etwas bewirken zu können.» Diese Bereitschaft der Mitglieder, zugunsten des Gemeinwohls auf Profit zu verzichten, ermöglicht Institutionen wie WAV ihre Arbeit. Denn bei tief-

gründigen Recherchen sind finanzielle Abstriche oft unumgänglich. Darum kommen diese in der heutigen Medienwelt, in der Profitgedanken und Sparzwänge dominieren, oft zu kurz. Naegeli sagt: «Von unserer Arbeit profitiert die Gesellschaft, kein Investor oder Besitzer.» Wo bei Medien oder NGOs die Kapazität für eine hochqualitative Recherche fehlt, setzt das Kollektiv mit Präzision an und lässt keinen Stein ungedreht. Dazu passt auch der Name: WAV leitet sich vom gleichnamigen Audioformat ab, das Aufnahmen ohne Qualitätsverlust übermittelt. Doch über die Jahre sind noch weitere Bedeutungen hinzugekommen. Zum Beispiel «WAV, WAV» als das Bellen von Wachhunden. Mit dem entscheidenden Unterschied wohl, dass dieses nicht in erster Linie abschreckt – sondern Sicherheit gibt.



Investigativjournalist Lorenz Naegeli trinkt Kaffee und durchschaut Ungerechtigkeiten.

Ohne heiss, kein Schweiss

Die Saunas des ASVZ am Höggerberg boten viele Jahre eine Oase der Entspannung. Mit deren definitiven Schliessung endet eine Ära – um dem Selbstoptimierungswahn zu weichen.

Matilda Bösch

Zusammengerückt auf einer Holzbank, inmitten tropfender nackter Körper: Saunieren ist Kult. Ob Hamam in der Türkei, Banja in Russland oder Trockensauna in Finnland, die Sauna ist in zahlreichen Regionen ein fester Bestandteil der Kultur.

Dort begnen sich Menschen ohne Kleidung, tragbare Statussymbole fallen weg. Die Professor*in sitzt nackt neben den Studis, die Hierarchien glätten sich. Man ist sich in der Sauna auf eine ungewöhnlich ehrliche Art sehr nahe. Wird Nacktheit sonst eher mit ungewollter Aufmerksamkeit anderer Menschen beantwortet, legen wir in der Sauna alle Hüllen ab und fühlen uns wohl und gar bestätigt beim «blüttele». Während die warme Kammer schweizweit immer beliebter wird, müssen sich wellnessbegeisterte Studis nun

von der Sauna im ASVZ Höggerberg verabschieden. Ihr Pendant am Irchel wurde schon Ende 2024 stillgelegt. Dies aufgrund mangelnder Garderobenplätze für die neu in den Turnhallen des Sportzentrums eingezogene Kantonsschule Nord und zu hoher Investitionskosten für die Wiederinbetriebnahme nach einem Defekt. Die Sauna ist historisch mit Sport verbunden. 1924 brachten die Finn*innen, der Überlieferung nach, ihre Schwitzbäder zu den Olympischen Spielen in Paris. Nach mehreren erfolgreichen Medaillengewinnen, wurden andere Athlet*innen auf die Saunapraktiken des finnischen Teams aufmerksam und integrierten diese in ihre Trainingsroutinen. Man versprach sich eine bessere Erholung und Muskelentspannung. Neben der sportlichen Re-

generationshilfe soll das Wärmebad auch eine Erkältungsprophylaxe im Sinne der Stärkung des Immunsystems sein. Nicht nur sportliche Vorteile werden aber von Saunagänger*innen geschätzt, sondern auch Entspannung und Stressreduktion gehören zu den Gründen für einen Besuch.

Was für treue Saunaliebhaber*innen unverstänlich ist, scheint für den ASVZ die natürliche Konsequenz: «Der ASVZ will die Sauna nicht abschaffen, weil er sie als nicht sinnvoll erachtet oder weil das Bedürfnis danach nicht nachvollziehbar wäre. Jedoch wird der Platzmangel und das Bedürfnis der hohen Anzahl an Mitgliedern nach mehr Fitnessfläche höher gewichtet», erklärt der Verband auf Anfrage. Während von 71'000 aktiven ASVZ-Mitgliedern letztes Jahr knapp 2400

den Sauna-Wellnessbereich nutzten, besuchten 51'000 den Bereich Fitness. So sind zu Stosszeiten oftmals Geräte dauerbesetzt und man muss für das Training Zeit fürs Warten einplanen. Die Hochschulsport-Umfrage, die alle 5 Jahre durchgeführt wird, habe dazu in den letzten drei Umfragen den Wunsch nach mehr Fitnessfläche als erste Priorität gezeigt. Zudem hat der Wellnessbereich den Nachteil, dass er nur für einen Zweck genutzt werden kann. Der ASVZ betont, dass man weiterhin vielseitige Angebote im Bereich «Regeneration» habe, etwa die Relaxräume oder die Bodymind-Angebote. Doch selbst wenn sich Bedürfnisse am ASVZ verändern, bleiben Orte wie die Sauna etwas Besonderes. Dort, wo wir alle Hüllen fallen lassen, bleibt am Ende vielleicht mehr als nur der Schweiss zurück.

Herr Gaillard, wieso kürzen Sie?

Der Bericht der «Gaillard-Kommission» war die Grundlage für das Sparprogramm des Bundesrats. Im Interview stellt sich der frühere Chef der Finanzverwaltung der Kritik und verteidigt die Kürzungen – auch bei der Bildung.

Andri Gigerl (Interview und Foto) und Raphael Meisser (Interview)

Herr Gaillard, Sie empfehlen dem Bund eine Verdoppelung der Studiengebühren, für ausländische Studierende gar eine Vervierfachung. Halten Sie das für tragbar?

Das war einer von über 60 Vorschlägen, zur Entlastung des Bundeshaushaltes und ich denke, er wäre vertretbar. Wir haben in der Schweiz eine ausgezeichnete Ausbildung und diese Erhöhung wäre im internationalen Vergleich verkraftbar. Für jene, die sich das Studium nicht leisten können, besteht die Möglichkeit, beim Kanton ein Stipendium zu beantragen.

Das ist einfacher gesagt als getan. In Zürich ist man mit dem Studieren fertig, bis das Geld ankommt.

Das überrascht mich jetzt, üblicherweise ist die Verwaltung des Kantons effizient. Dafür sollte man auf jeden Fall Lösungen finden.

Stipendien sind allerdings keine nachhaltige Lösung. Die Bevölkerung wächst und die Universitäten und Hochschulen haben immer mehr Zugänge. Sollten wir hier wirklich sparen?

Die Bildungs- und Forschungsausgaben haben in unserer Analyse der Bundesausgaben bei allen Kriterien gut abgeschnitten. Die Hochschulen leisten grossartige Arbeit. Diese Massnahmen standen deshalb in unserem Bericht nicht im Vordergrund. Wir haben sie aus Gründen der Opfersymmetrie vorgeschlagen.

«Opfersymmetrie», also dass alle Politikbereiche etwas zu den Kürzungen beitragen müssen, war aber nicht Teil Ihres Mandats, sondern ist ein politischer Entscheid.

Deshalb haben wir in zwei von drei Varianten auch keine Kürzungen bei der Bildung und Forschung vorgeschlagen. Die Erfahrung zeigt aber: Ein Sparprogramm ohne Opfersymmetrie hat keine Chance.

Das Parlament hat jetzt eine abgespeckte Variante Ihres Sparpakets beschlossen – höhere Studiengebühren sind wohl bis im Herbst vom Tisch. Genügt Ihnen das?

Positiv ist, dass das Parlament entschieden hat. Es hat aber zu wenig getan, um wirklich Spielräume für die Zukunft zu schaffen. So muss es bereits in den Budgetberatungen nach den Sommerferien wieder Kürzungen vornehmen. Das sind auch schlechte Aussichten für die Bildung, weil das Parlament hier ohne Gesetzesänderungen sparen kann.

Aber mal grundsätzlich: warum soll die Schweiz überhaupt sparen?

Von Sparen zu sprechen ist übertrieben. Aber wegen neuer Aufgaben wachsen die Ausgaben momentan stärker als die Einnahmen. Das

zwingt den Bund, Prioritäten zu setzen und das Ausgabenwachstum in gewissen Bereichen etwas zu drosseln.

Hauptgrund für die steigenden Ausgaben ist das Verteidigungsbudget. Dieses bleibt aber unangestastet. Wo bleibt hier die Opfersymmetrie?

Wir haben dem Bundesrat eine Variante vorgeschlagen, in der die Verteidigungsausgaben nur um 4,5 statt 6 Prozent pro Jahr wachsen. So könnten wir im Jahr 2030 mehr als 500 Millionen einsparen. Das würde das Verteidigungsdepartement zwingen, Prioritäten zu setzen und effizienter zu werden.

Das beantwortet aber die Frage nicht: Warum machen Sie beim Verteidigungsdepartement keine konkreten Kürzungs-Vorschläge?

Die Diskussionen haben auf der strategischen Ebene stattgefunden, weil die konkreten Beschaffungsvorlagen noch nicht vorlagen.

Nun könnte man auch sagen, das sind alles wichtige Aufgaben und der Schweiz geht es finanziell bestens – statt zu sparen, finanzieren wir diese mit neuen Schulden.

Nein, denn die Schuldenbremse verhindert, dass der Bund mittelfristig mehr ausgibt, als er einnimmt, damit man in schweren Zeiten genügend finanziellen Spielraum zur Krisenbekämpfung hat.

Kritiker*innen der Schuldenbremse sagen, wir hätten diesen Spielraum, etwa in der Covid-Krise, auch ohne Schuldenabbau gehabt. Die Schweiz gilt als sicherer Hafen, unsere Staatsanleihen sind immer gefragt.

Da bin ich mir nicht so sicher. Denken Sie, der damalige Finanzminister Ueli Maurer wäre so locker gewesen mit den Covid-Milliardenprogrammen, wenn er nicht gewusst hätte, dass wir zur Schuldenbremse zurückkehren und die Schuldenquote nach der Krise wieder sinken wird?

Das ist dann aber nicht eine Frage der ökonomischen Grenzen, sondern des politischen Willens.

Nein, langfristig leuchtet es doch ein, dass Einnahmen und Ausgaben ausgeglichen sein sollten.

Die Schweiz hat aber eher einen Rückwärtsgang als eine Schulden-«Bremse». Die Schuldenquote ist nicht stabil, sondern seit der Einführung stetig gesunken.

Ja, indem wir in normalen Zeiten den Schuldenstand stabilisieren, nimmt die Schuldenquote ab. Insofern sind unsere Regeln im internationalen Vergleich eher restriktiv. Dafür sind wir in Krisenzeiten viel

flexibler und erlauben praktisch unbegrenzt ausserordentliche Ausgaben, die die Schuldenquote wieder steigen lassen. So ist sie heute etwa so hoch wie Mitte der 90er-Jahre.

Wir leben aber in völlig anderen Zeiten. Klimakrise, Krieg in Europa, Alterung der Gesellschaft – rechnet das nicht neue Schulden?

Zusätzliche Schulden können in Krisenzeiten Sinn machen. Ich fürchte aber, wir erleben nicht eine vorübergehende Krise, sondern eher ein «new normal». Die Sicherheitslage in Europa wird in zehn Jahren nicht viel anders sein als heute. Auch die Klimapolitik wird uns noch lange beschäftigen. Neue Schulden verschieben unsere finanzpolitischen Probleme nur in die Zukunft. Dann müssten wir in zehn Jahren statt heute entscheiden, wie wir diese Ausgaben finanzieren. Gleichzeitig werden wir dann sicher neuen Herausforderungen gegenüberstehen. Wegen der gestiegenen Schuldenquote wäre aber der finanzpolitische Spielraum enger.

Sie hatten auch den Auftrag, Mehreinnahmen zu prüfen. Empfohlen haben Sie dem Bund dann aber ausschliesslich Kürzungen. Wieso?

Wir haben analysiert, wo ungerichtete Steuerermässigungen beseitigt werden könnten. Dazu haben wir auch einige Vorschläge gemacht, etwa bei der Besteuerung von Grundstückgewinnen oder den Kapitalbezügen im Rahmen der privaten Altersvorsorge.

Trotzdem: Im Bericht schlagen Sie dem Bund vor, «die Fehlbeträge in erster Linie durch Minderausgaben» zu beseitigen.

Wir haben erstaunlich viele Punkte gefunden, wo Geld mit fragwürdiger Wirksamkeit ausgegeben wird. Wir wollten die Gelegenheit nutzen, diese Ausgaben in Frage zu stellen.

Der internationale Flugverkehr bleibt hingegen steuerbefreit. Damit könnte man mehr als ein Drittel Ihres ganzen Sparpakets ersetzen.

Wir haben uns diese Ausnahme angeschaut und festgestellt, dass sie auf internationalen Abkommen aus den 50er-Jahren beruht. Kündet man diese, verlagern sich die interkontinentalen Flüge zu einem ausländischen Hub und man erreicht weder zusätzliche Steuereinnahmen noch CO₂-Reduktionen. Hingegen hat der Bundesrat dem Parlament gesagt, er würde eine international abgestimmte Lösung begrüssen.

Ob man das glaubt, sei mal dahingestellt. In Ihrem Bericht schreiben Sie aber, dass sich eine solche «momentan nicht abzeichnet».

Leider. Die heutige Lösung ist in 153

bilateralen Abkommen festgeschrieben. Internationales Recht kann oft nur sehr langsam geändert werden.

Ein internationales Abkommen, auf das Sie wenig Rücksicht genommen haben, ist das Klima-Abkommen von Paris. Die klimapolitischen Subventionen kürzen Sie um bis zu 400 Millionen Franken.

Das stimmt. Wir haben vorgeschlagen, die Bundesbeiträge an klimapolitische Subventionen auf den zweckgebundenen Teil der CO₂-Abgabe zu beschränken. Wir haben aber auch empfohlen, diese wenn nötig zu erhöhen.

Ihr Mandat war auch, zu schauen, ob die politischen Ziele mit weniger Mitteln noch erreicht werden. Geht das für die Klima-Ziele so noch?

Die Wirkung dieser Subventionen ist so gering, dass man deren Wegfall relativ einfach kompensieren kann. Beim Gebäudesanierungsprogramm zum Beispiel gibt es gemäss der Finanzkontrolle knapp 50 Prozent Mitnahmeeffekte, also Heizungen, die auch ohne Subventionen ersetzt worden wären.

Das sind aber mehr als doppelt so viel ersetzte Heizungen, nicht?

Ich habe noch niemanden getroffen, der seine Heizung ohne diese Subvention nicht ersetzt hätte. Abgesehen davon: Mit der Giesskanne der oberen Mittelschicht ihren Heizungsersatz zu finanzieren, ist auch sozialpolitisch fragwürdig.

Das ist aber auch das Resultat jahrelangen Ringens um eine Klimapolitik, die beim Volk mehrheitsfähig ist. Diese werfen Sie hier über den Haufen.

Wir sagen ja nicht, man soll nichts tun. Wir sagen einfach, man sollte gewisse Subventionen durch wirksamere Massnahmen ersetzen. Die Kantone könnten mit einem Federstrich im Gesetz den Einbau neuer Ölheizungen verbieten, es gibt die nötigen Instrumente. Ob die Politik das macht, ist eine andere Frage.

Serge Gaillard ist promovierter Ökonom und war von 2012 bis 2021 Direktor der Eidgenössischen Finanzverwaltung. Heute ist er Lehrbeauftragter an der Uni Bern und Titularprofessor an der Uni Lausanne.



Serge Gaillard im Streitgespräch mit unserem Autor.

**EVERY CAREER
STARTS
FROM ZERO
EXPERIENCE**



**TRUST
YOUR
MADNESS**

Sexuelle Gewalt vor Augen geführt

Performance-Künstlerin Carolina Bianchi nimmt auf der Bühne an der Gessnerallee K.O.-Tropfen. Mit ihrem Stück zeigt sie dem Publikum, wie sie selbst und andere vergewaltigt wurden.

Dominique Lindegger

Es ist dunkel im Saal. Kaum jemand tuschelt, es herrscht angespannte Stille. Das Publikum wurde mehrfach vorgewarnt: das Stück werde kein Leichtes. Vor der nun geschlossenen Einlasstüre stehen zwei Psycholog*innen bereit. Carolina Bianchi, die Protagonistin ihres eigenen Stückes, betritt festen Schrittes die Bühne. «Cadena força» – Brasilianisch für Schlampepower – scheint sie den Titel ihres Performance-Theaters mit ihren Schritten in den Boden schreiben zu wollen.

In aller Seelenruhe steht sie an einem Tisch, der mittig vor einer Leinwand steht, die die ganze Höhe und Breite der Bühne einnimmt, und schüttet ein Pulver auf ihr Handybildschirm. Das Pulver wandert vom Handy ins Glas und Bianchi schaut lächelnd, mit einem Strohhalm in ihrem Getränk rührend, ins Publikum. Gin Tonic und K.O.-Tropfen oder «Boa noite Cinderella», «Gute Nacht Cinderella», wie man K.O.-Tropfen umgangssprachlich in Brasilien nennt. Solange sie sich wach halten kann, wird sie ihre Recherchen vortragen. Recherchen über sexuelle Gewalt an Frauen, über Femizide, über Misogynie. Wenn sie einschläft, übernimmt das Kollektiv den weiteren Verlauf der Performance.

Nichts rächt eine Vergewaltigung

Sie verweist auf einen Stapel an Dokumenten und beginnt zu erzählen, von Pippa Bacca, einer italienischen Performance-Künstlerin, die mit ihrer besten Freundin in Brautkleidern per Autostopp durch Osteuropa reiste. Ihre Regel war: Wenn jemand sie mitnehmen will, steigen sie ein, egal wer die Person ist und wie sie aussieht. Sie wollten ihren Glauben an das Gute der Menschheit beweisen. Die Freundinnen trennten sich infolge eines Streit darüber, ob sie in ein Auto einsteigen oder nicht. Pippa stieg alleine ein. Der Mann vergewaltigte und ermordete sie.

Sie erzählt von sich selbst, von der Unmöglichkeit, mit dem Wissen umzugehen, unwissentlich betäubt und vergewaltigt worden zu sein. Von all den Erinnerungslücken, die sie verzweifelt zu füllen versucht und die sie tagtäglich beschäftigen. Und weiter, wie sie in ihrem Stück und den Recherchen eine Befreiung findet – zumindest teilweise. Sie erzählt von der Wucht des Herunterredens ihrer Erlebnisse durch andere. Die Anderen, die ihr eine Teilschuld unterschieben und sagen, sie habe sich durch ihr Überleben genug gerächt. Aber Überleben ist nicht die grösste Rache. Nichts rächt eine Vergewaltigung.

Das Bewusstsein schwindet

Nervöses Erwarten mischt sich mit dem Grausen vor ihren Erzählungen, bis ihre Bewegungen nach einer Karaoke-Einlage, die ihrer Wut freien Lauf lässt, langsam fahriger werden. Als sie kaum noch Sätze herausbringt und im Stehen beinahe einschläft, räumt sie den Tisch frei, an dem sie vorhin noch gegessen hat, legt sich drauf und denkt noch, kurz bevor sie ihren Kopf ablegt, daran, die Kerze hinter ihr zu löschen. Einen Moment lang bewegt sie sich noch, dann Stille. Gute Nacht, Cinderella. Die Stille muss ausgeharrt werden. Langsam kommt Bewegung auf die Bühne, die Leinwand hebt sich und Skelette auf Erdhügeln, Matratzen und Decken sowie ein Auto werden sichtbar.

Bianchi wird an den Rand der Bühne getragen und dort in ein Nachthemd gekleidet, während das Ensemble beginnt, Tequila-Flaschen zu öffnen und sie sich über den Körper zu leeren. Der Dunst zieht durch die Zuschauer*innenreihen hinweg und stimmt den Beat der darauffolgenden Partyinszenierung ein. Menschen, die sich anmachen und rummachen, orientierungslos über die Bühne wirbeln, sich mühsam über die Bühne schleppen, un-

wissentlich abgefüllt, abgeschleppt werden. Sie tanzen und tanzen, setzen sich neben der schlafenden Bianca auf den Boden, berühren sie, fahren den Nähten ihres Nachthemdes nach. Eine Frau, neben einem Auto stehend, spricht von stählernen Körpern und Händen, von gefühllosen Maschinen und kurz darauf liegt sie auf der Motorhaube und wölbt sich unter Stöhnen – oder sind es vielmehr Schmerzenslaute? Leidenschaft? Angst? – dem Auto entgegen.

Das Auto wird nun umfunktioniert, Bianchi in den Kofferraum verfrachtet. Man sieht durch die Windschutzscheibe hindurch das Kollektiv als Freund*innen während einer Autofahrt. Sie singen und lachen. Dazwischen wird es ruhig und die Freund*innen berichten von Träumen, Erinnerungen und Traumata. Das Auto füllt sich mit Rauch, Bianchi immer noch im Kofferraum liegend. Sie wird auf einen Tisch gelegt, ihre Beine werden gespreizt. Ihre Freund*innen tragen Einweghandschuhe und beginnen, ihre Unterwäsche aufzuschneiden. Eine Kamera wird in ihre Vagina eingeführt, oder zumindest sieht es danach aus, als auf den Leinwänden Aufnahmen ihres Uterus' erscheinen.

Opfer und Kompliz*in zugleich

«SHE GOT LOVE» steht in roten Lettern auf der Leinwand, vor der Bianchi sanft für den Applaus aufgeweckt wird. Bianchi entwickelte «The Bride and The Good Night Cinderella» als ersten Teil der Cadena-força-Triologie am DAS Theatre Amsterdam. Am Festival d'Avignon 2023 hatte das Stück seine Premiere und gewann internationa-



Carolina Bianchi ist Protagonistin ihres eigenen Stückes «Gute Nacht Cinderella». Foto: zVg.

le Sichtbarkeit. Am 29. März 2026 führten sie und ihr Kollektiv das Stück an der Gessnerallee in Zürich auf. Mitanzusehen, wie K.O.-Tropfen wirken, schockiert. Die Inszenierung war teilweise unausstehlich akkurat, aber die Geschichten überraschten nicht. Und das war wohl das Brutalste am Stück. Die Geschichten, die erzählt wurden, kamen einem bekannt vor und gleichzeitig so tiefgründig absurd. Jedoch: Es wurde keine Sekunde an ihrer Wahrhaftigkeit gezweifelt.

Die Geschichten vermischten das Jetzt und das Damals, verwischten die Grenzen von Pippa und allen anderen Frauen, von Pippa und dem Publikum, die sich vielleicht nur aus einer verschiedenen getroffenen Entscheidung ziehen lassen. Die Zuschauer*innen werden während des Stückes zu Opfern, weil es auch sie hätte treffen können. Gleichzeitig wurde man zu Kompliz*in der Verbrechen. Stillschweigend zusehend, Privatsphären zertrampelnd, wagschauend und sich schämend. Nach dem Verstummen der Standing Ovation blieb es länger ruhig als sonst. Man umarmte sich und liess den Horror erst Mal sacken.

Impressum

ZS Zürcher Studierendenzzeitung

Ausgabe 3/2026, 104. Jahrgang
Die ZS erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich sowie Abonnent*innen an der ETH Zürich und anderen Schweizer Hochschulen verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich.

Verlag: Medienverein ZS,
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Geschäftsleitung: Lea Schubarth
lea.schubarth@zsonline.ch

Auflage: 26'458 (WEMF 2026),
26'700 (Druckauflage)

Druck
merkur druck ag
Gaswerkstrasse 56,
4901 Langenthal

Redaktion

Gena Astner, Debora Baumann [deb],
Andri Gigerl [dri], Marc Grüter,
Jonas Jost, Mantra Kumar [man]
Bildredaktion: Mara Schneider
Redaktionsleitung: Giorgio Dridi,
Liv Robert [liv] und Mara Schneider
Adresse: Redaktion ZS, Rämistrasse 62,
8001 Zürich
E-Mail: redaktion@zsonline.ch

Mitarbeit

Cover und Aufschlag: Mara Schneider
Texte: Anahí Frank, Andris Mami,
Dominique Lindegger, Elif La Roche,
Matilda Bösch, Nils Løvold,
Rahel Gamma, Raphael Meisser
Bilder und Illustrationen:
Andri Gigerl, Leonard von Manitus,
Liv Robert, Mantra Kumar,
Mara Schneider, Marin Stojanovic,
Noah Liechti, Rahel Gamma
Piktogramme: Marin Stojanovic

Korrektorat: Marco Neuhaus
Gestaltungskonzept: Abhash Mittal
Laufschrift: Gaisyr (Dinamo)

Website: www.zsonline.ch

Instagram: @zuercherstudierendenzzeitung

Inserate

Timothy Walder
2047 Agency
Bahnhofstrasse 47, 5600 Lenzburg
www.2047.agency · 076 441 08 00
timothy.walder@zsonline.ch
Inserateschluss 4/26: 06.09.2026

Produktionssong #3/26

Stairway to Heaven – Led Zeppelin



«Ich habe studiert, um etwas zu bewegen.
Hier kann ich genau das tun.»



Anne

Gesundheitswissenschaften
Data Steward

Arbeite, wo dein Beitrag zählt.
Jetzt bewerben.
stelle.admin.ch



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Bundesverwaltung
Die Schweiz mitgestalten



Eine Ode an den Widerspruch

Liv Robert

Loslassen – Seit ich klein bin, erwischt mich immer mal wieder jemand dabei, wie ich gestresst nach einer hölzernen Oberfläche suche, um dann erfolglos unauffällig drauf zu klopfen. Das tun abergläubische Leute, wenn ihnen der Gedanke kommt, dass sie schon lange nicht mehr krank waren oder wie froh sie sein können, dass noch keiner der Menschen, die ihnen lieb sind, von einem Tram angefahren wurde. Das Seltsame ist, dass ich eigentlich gar nicht abergläubisch bin.

Ich habe keine Angst vor Freitagen, die auf den 13. fallen, oder schwarzen Katzen, die mir von links über den Weg laufen. Wie willkürlich sind diese Gefahren bitte? Doch meine Faust ballt sich. Klopf, klopf, macht es leise. Einen Augenblick später bilde ich mir ein, eine höhere Macht «Ah Mist!» rufen zu hören. In nächster Zeit wird sie niemanden von einem Tram anfahren lassen können. Zum Glück sind die Tische der Bibliothek aus Holz.

Dass es ein besorgniserregendes Ausmass angenommen hat, wurde mir in jenem Moment bewusst, als ich auf dem Heimweg mal kein Holz finden konnte und schliesslich beschämt in die Hocke ging, um gegen einen Grashalm zu klopfen. Ich hoffe bis heute, dass mich niemand gesehen hat. Zu meiner Verteidigung stand das Schicksal meiner Familie auf dem Spiel. Der erniedrigende Vorfall führte jedoch dazu, dass ich mir fest vornahm, mit dieser absurden Angewohnheit endlich aufzuhören. Ich wusste ja selbst, wie bescheuert sie war. Doch zu meiner eigenen Überraschung gelang es mir nicht. Keine Logik konnte die «better safe than sorry»-Mentalität bezwingen. Ich steckte schon zu tief drin.

Meine abergläubischen Zwänge schienen sich aus irgendeinem Grund tief an mein Unterbewusstsein gekrallt zu haben. Je mehr ich gegen sie ankämpfte, desto öfter kreierte mein Hirn schlimme Szenarien und desto schwerer wurde es, nicht zu

klopfen. Es war wie das Gedankenexperiment mit dem pinken Elefanten. Denk auf keinen Fall an ihn und schon siehst du ihn vor dir. In mir stritt Rationalität gegen das leise, beschämende «Was, wenn doch..?» Fühlen sich so die Leute, die christlich aufwachsen und sich nun von der Kirche abwenden wollen? Die armen Seelen, die die katholische Schuld trotz aller Bemühung nie ablegen können. Jedoch kann ich mich im Gegensatz zu den unfreiwilligen Kindern Gottes gar nicht erinnern, woher ich meinen Zwang zum wortlosen Gebet habe.

Irgendwann musste ich einsehen, dass der Kampf gegen mein eigenes Hirn erfolglos war und gab auf. Meine Kapitulation war ein revolutionärer Akt gegen den Selbstoptimierungswahn (das redete ich mir zumindest ein) und ich erlaubte mir, so oft zu klopfen, wie ich wollte. Dann war ich halt etwas abergläubisch, na und? Jeder Mensch hat halt seine Marotten. Doch erstaunlicherweise hatte meine radikale Akzeptanz zur Folge, wovon mein bissiges Ankämpfen nur träumen konnte: Das Klopfen wurde immer seltener.

Ich erkannte, was buddhistische Mönche schon vor 2500 Jahren wussten: Probleme, die hauptsächlich im Kopf stattfinden, lassen sich nicht durch noch mehr Gedanken lösen. Und schon gar nicht durch Zwang. Man kann sie nur loslassen, wenn man ihnen erlaubt, zu bleiben.

Pathetisch, ja, kitschig auch, aber eine kleine Erleuchtung hatte ich schon, muss ich zugeben. Mit der Zeit merkte ich sogar, dass meine gewonnene Weisheit nicht nur auf mein absurdes Luxusproblem zutrifft, sondern ganz generell auf Ängste, Sorgen, Wut... Wie erleichternd, diese Erkenntnis nicht erst in meiner Midlife-Crisis im bali-nesischen Yoga-Retreat gehabt zu haben. Vielleicht hilft sie dir ja auch, liebe*r Leser*in. Oder vielleicht hältst du mich auch für eine esoterische Pseudo-Philosophin. Ich hoffe nicht. Klopf, klopf.

Illustration: Marin Stojanovic



Kurz und knapp

Spider-Noir

Kultur – Wer spielte schon einmal einen Engel, Teufel, Magier, Tempelritter, Vampir, Bienenzüchter, Wetterfrosch, Rockstar, Killer, gut 100 weitere schlechte Rollen – und nicht zuletzt: sich selbst in der Midlife Crisis? Richtig, Nicolas Cage. Man könnte meinen, mittlerweile habe er Hollywood durchgespielt. Doch ab dem 27. Mai darf man den ewig Wandelbaren als «Spider-Noir» geniessen. Der erfolglose Privatdetektiv Ben Reilly hadert im New York der 1930er-Jahre mit seiner Vergangenheit als desillusionierter Superheld «The Spider». Diesen Irrsinn darf man sich guten Gewissens gleich zweimal ansehen, denn die Serie gibt es dank eigener patentierter Filmtechnik sowohl in Schwarz-Weiss als auch in voller Farbe. Wird es gut? Wer weiss. Wird es weird? Wahrscheinlich. Aber wird es Nicolas Cage? Definitiv. (dri)

Stutz ist keine Stütze

Forschung – Geld macht nicht glücklich. Zumindest nicht allein. Auf dieses Ergebnis sind auch Harvard-Forschende nach 85 Jahren betriebenem Aufwand gekommen. Eine Studie, die 1938 mit einer Gruppe von 724 Männern startete, begleitete Teilnehmende über mehrere Lebensabschnitte hinweg und analysierte sowohl die Entwicklung des materiellen Wohlhabens als auch das emotionale Wohlbefinden. Allmählich wurden auch die Ehefrauen und Kinder der ursprünglichen Probanden miteinbezogen. Glücklicherweise im hohen Alter insbesondere diejenigen geblieben, die ihre zwischenmenschlichen Beziehungen priorisierten; so landete ein Kunstlehrer mit kleinem Einkommen weit oben auf der Liste bezüglich Zufriedenheit und Gesundheit, ein wohlhabender Anwalt dagegen eher tief. (man)

Vom Stimmverbot ins Parlament

Politik – Ein wichtiger Schritt für mehr politische Gleichstellung: Am 5. Mai 2025 beschloss der Nationalrat, dass Menschen mit Behinderungen nicht länger vom Stimmrecht ausgeschlossen werden dürfen. Der Ständerat bestätigte diesen Entscheid im folgenden September. Für Pro Infirmis ist das ein bedeutendes Signal für mehr Inklusion. Das Netzwerk setzt sich dafür ein, politisch engagierte Menschen mit Behinderungen zusammenzubringen und zu unterstützen. Im Rahmen des Projekts «Forum 22» organisiert sie die Behindertensession. Am 21. Oktober findet auf Einladung des Nationalratspräsidenten Pierre-André Page die zweite Ausgabe im Bundeshaus statt. Rund 200 Personen haben sich für die 44 zu vergebenden Sitze beworben. Wer ins Parlament einzieht, bestimmt die Bevölkerung: Bis zum 17. Mai können jeweils drei Stimmen abgegeben werden. Zu den Kandidierenden zählen auch Ladina Bossard, Studentin der Germanistik und Skandinavistik an der Universität Zürich, und Tabea Milena Patt, Physikstudentin an der ETH. (deb)

It Takes Two to Tango

Hier berichtet unsere Sexkolumnistin aus Buenos Aires über vertraute Geschehnisse.

Anahi Frank

Verführt – Ich komme zwei Minuten zu spät zur Tango-Practica und bin damit eine der Ersten. «Sei keine Schweizerin», sage ich mir und quatsche den Mann an, der sich neben mir die Schuhe bindet. Er begrüsst mich mit einem Wangenkuss, ich lehne mich hinein für den zweiten und kollidiere mit seiner Nase. «Sorry, ich komme aus der Schweiz, da geben wir drei», stammle ich. «Und ich dachte schon, du magst mich», grinst er. Als verschüchterte Anfänger platzieren wir uns an einem Tischchen ganz hinten.

Ein geschneigelter Herr bahnt sich den Weg zu uns. Ich biete ihm einen Stuhl an, er bietet meinem neuen Freund einen Tanz an. «Geführt werden ist schon schön», seufzt mein Tischgenosse,

als er sich mit leicht geröteten Wangen wieder neben mich setzt. «Zu schade, dass nur Männer mich führen und ich auf Frauen stehe.» Ersteres kann ich noch nicht widerlegen, aber Zweiteres könnte ich mir zu Nutze machen; ich muss ihn nur auf eine andere Tanzfläche führen.

«Vamos a una discoteca?», schlage ich vor. Als ich in meinen Tangoschuhen neben ihm über die Pflastersteine hopple, bereue ich meine Spontanität. In der Schweiz attestieren sie mir heisses Latinoblut; hier wird er wohl merken, dass ich meine Tanzschritte auf Youtube und Familieneifiern gelernt habe. Doch meine Sorgen fliegen förmlich von mir, als er mich das erste Mal im Kreis dreht. Vielleicht liegt es an

mir, vielleicht liegt es an ihm, vielleicht liegt es an Gilda: Aber ich habe mich noch nie so eins gefühlt, mit der schwülen Sommerluft, der Cumbia aus den blechernen Lautsprechern, seinen Hüften an meinen, dem ganzen südamerikanischen Kontinent. «Que maravilla!», rufe ich aus, als wir kurz Luft schnappen. «Ich sehe schon, wieso ihr diesen Ruf habt.» «Von wegen! Du bist hier die Verführerin! Mit deinen zwei Begrüssungsküssen und wie du beim Tanzen meine Brust so festgehalten hast...»

«Macht man das nicht so?» Er lacht: «Bei dir hatte ich den Eindruck, du wolltest mir das Hemd vom Leib reissen.» Ich laufe rot an. «Also mir gefällt's», sagt er und führt meine Hand an seine

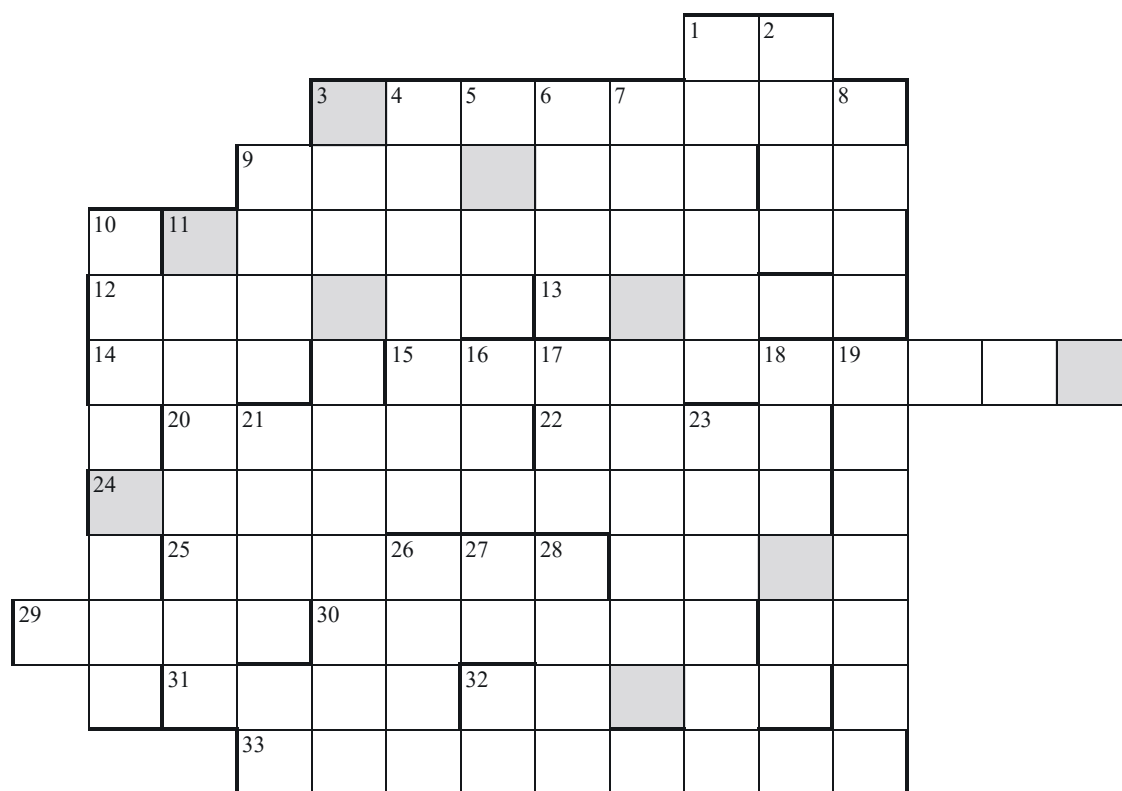
Lippen, «und wie du die Disko ausgesucht hast, so entschieden und organisiert! Seid ihr Schweizerinnen immer so?» Er beisst sachte in meine Fingerspitze. Mir bleibt gar nichts anderes übrig, als die Wahrheit zu sagen: «Nur, wenn wir einen hübschen Argentinier verführen wollen.»

Illustration: Mara Schneider



Hier rätselt einfallsreich Ella Eloquentia.

Ä Ö Ü = AE OE UE, J/Y = I



Waagrecht

3 Ein Hit aus Schweden, aber für einen Franzosen 9 Verfluchte Feriendestination 11 Nimmt dich in der Skisaison von hinten 12 Diese Dialoger*innen wimmelt Trump am HB sofort ab 13 Damit fährt Frau Holle nach Übersee 14 In diesem digitalen Kurzzeitgedächtnis ist die ZS zuhause 15 Auf wahren Begebenheiten basierend 20 Kanye West ist bi... 22 Schwedische Antilope 24 Da legt der Kalender den Hebel um 25 Barfuss den Krieg bekämpfen 29 Hallo! – Und Tschüss 30 Dieses Fest endet mit Matt statt Y 31 Dafür bekommt man Stempelkarten 32 Zürcher Cosplay Cliquen 33 Gar nicht knuddelig

Senkrecht

1 Chemie in den Laugenknöpfen 2 Kokainanfälliger Beruf 3 Ein Taugenichts, der wenigstens putzen kann 4 Eine Kanone, die schon lange nicht mehr schießt 5 In dieser Garage drehen Rapper*innen ihre ersten Musikvideos 6 Schweizer Couscous 7 B2 8 Zwanzig Franken für einen Döner, ... mich 9 Dort ist schon vieles erstickt 10 Paragraphen-Reiterin 11 Meine Flamme jeden Tag 16 Bekommt in der ZS eine Ode 17 ..., «äuä» nid 18 Cousin vom Teufel 19 Bewährter mathematischer Vers 21 Ausruf einer Thurgauer*in, wenn sie endlich den US-Bundesstaat findet 23 Von American Football zu Proteinriegeln 26 In Albanien Pavli und in Tschechien Pavel 27 Beziehungen auf Distanz, zum Beispiel bis nach Genf 28 Historische Konkurrenz der ZS

Sende das Lösungswort bis zum 25. Mai mit dem Betreff «Rätsel» an redaktion@zsonline.ch. Zu gewinnen gibt es 3x2 Gutscheine für die Kinos Riffraff und Houdini.

Lösungswort der letzten Ausgabe: FEUERHOLZ

Waagrecht 2 SAFARI 8 ECHO 9 ZEIT 11 HUHN 12 LOGIN 14 URNE 15 KRYPTO 17 LEU 18 KLEE 19 RNA 21 AKP 22 RON 23 RIO 25 HAFER 26 GUSTO 27 OLE 28 ÄHNELN 29 POINTE 31 AGRAR 33 PNEU 35 CNN 36 EGO 37 ZIRKA

Senkrecht 1 HEUREKA 2 SCHNUPPEN 3 AHNE 4 FOLKLORE 5 AZOREN 6 REGIERUNG 7 III 10 TNT 11 HULA HOOP 13 BOA 16 PRISE 18 KREATUR 20 NOTLAGE 24 MONROE 30 ECK 32 REH 34 EI

Wenn's mal hoch und runter geht

Ueberlandpark – Hoch über Zürichs tiefster Tramhaltestelle erstreckt sich auf rund einem Kilometer ein Park. Ein Deckel für die Autobahn A1, die Oerlikon und Schwamendingen in zwei schneidet. Der Ueberlandpark: Eine Lärm- und Staubentlastung für Anwohner*innen. Aber als Ort so schwer zu beschreiben, dass ich ab hier allmählich verrückt werde.

An guten Tagen meide ich den Park. Bereits beim Aufstieg über die seitlichen Rampen fühle ich mich eingengt. Auf der Ebene selbst wird einem bewusst, dass man in eine bestimmte Richtung gelenkt wird: Entweder nördlich ins tiefste Schwamendingen oder südlich Richtung Stadtzentrum. Dieser Weisung zum Trotz versuche ich, mich frei auf der Parkstrecke fortzubewegen. Doch ständig wird mir der Weg gekreuzt. Kinder rasen auf Trottils an mir vorbei und wirbeln Kiesstaub auf. Hinter uns versuchen ihre Eltern mit dem Hund an der Leine aufzuholen. Ich weiche aus, weil ich mir nicht ganz

sicher bin, ob er mich als nächsten Fixpunkt auswählt. Aus den begrün- ten Streifen entlang der Wege heben sich Insekten, um dann mal wieder zu verschwinden. Hier oben ist es schön ruhig. Schön und ruhig. Aber die Ruhe ist nicht echt, sie ist gebaut. Der Park schützt zwar vor allem darunter, wirkt aber deshalb kontrollierend, unterdrückend, bevormundend. Die Sonne brennt langsam im Nacken und macht schläfrig. Ich war doch mit einer anderen Stimmung hierhergekom-

men, mit etwas Ermunterndem im Ohr, das nun aus Rampen und Geländern ausbrechen möchte. Jetzt

raunt mir Thom Yorke mahrend ins Ohr: «Are you such a dreamer to put the world to rights? / I'll stay here

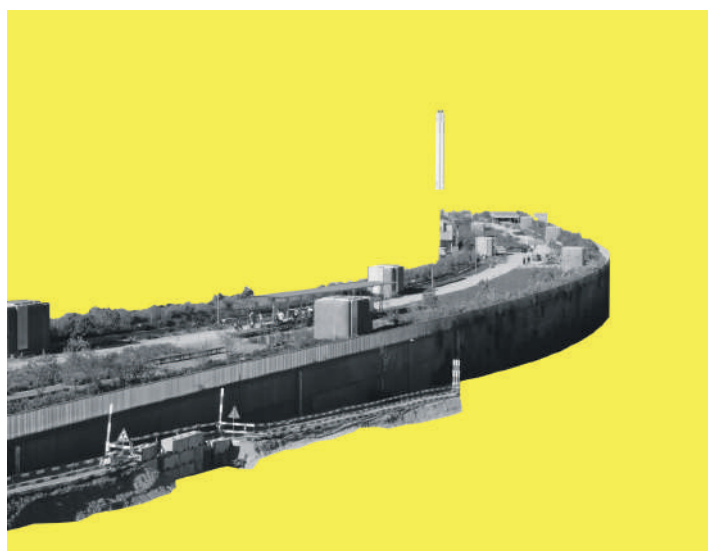


Foto: Mantra Kumar

forever where two and two always makes up five», und nehme, knapp in der Hälfte der Strecke, den nächs-

ten Abgang zur Aubrugg. An einem anderen Abend treiben mich der Stapel ungelöster Probeprüfungen und Haufen ungefalteter Wäsche von zuhause weg und hoch über die Autobahn. Der Anstieg zum Park fühlt sich zwar mit schwerem Herzen und Schritt steiler an; doch oben angekommen, wird man von seiner Ruhe überrascht. Gedankenlos gehe ich an Rutschbahnen und Spielplätzen vorbei bis zur nordöstlichen Kurve: Wo eine Rampe abwärts führt, bleibe ich aber stehen. Von hier aus sehe ich Busse, aus denen Fussgänger*innen ein- und ausfließen, Velos, die ihnen

weichen. In der Ferne strecken sich Zuggleise Richtung Wallisellen. Irgendwo tief unter meinen Füßen quietscht es im Tramtunnel. Und überall Autos. Lastwagen. Campervans. Alles, was auf vier oder mehr Rädern der A1 entlangzieht. Die einzelnen Bewegungen greifen übereinander, ohne sich zu berühren. Nichts und niemand bleibt stehen. Hier oben wirkt der Blick weiter als der Ort selbst. Wo sonst Wände oder Häuser den Raum abschneiden, öffnet sich eine Übersicht, die nichts festhält. Immerfort – nach Zürich hinein, aus Zürich heraus, irgendwohin, wo ich nicht bin.

Der Ueberlandpark hat sich längst im Schwamendinger Alltag eingelebt. Und doch bleibt er ein Ort der Gegensätze; enge Wege, gelenkte Bewegung, und dazwischen diese Stelle, an der sich der Blick öffnet. Wo sich das (Stadt-)Leben ständig verändert, verschiebt und fortbewegt. Mal hoch, mal runter, aber nie wirklich still. (man)